

1/2015

der sozius

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE



Inhalt

Vorwort	1
Die Entwicklung städtischen Arbeiterwohnens in Berlin im deutschen Kaiserreich (1871-1914). Eine gesellschaftspolitische Analyse. <i>Felix Schauer</i>	3
Erschöpfte Selbstunternehmer/innen. Zum Verhältnis von Subjektivität und Erschöpfung im Postfordismus. <i>Niklas Petersen</i>	23
Wie geht eigentlich Unterricht? Eine Analyse von wichtigen Prozessen, die im Unterricht zur Selbstverständlichkeit geworden sind. <i>Lisa Gompper</i>	38
Soziologen in der Box. Wie ein CrossFit-Trainer „Spitzensportler“ formt. <i>Pia Ehret & Benjamin Wannemacher</i>	60
Thanatopolitik. Die Kehrseite der Macht über das Leben. <i>Anton Livshits</i>	86
Konkurrenzverhalten in Diätgruppen. Verhaltensmuster vor dem Hintergrund konformer Ziele. <i>Julia Nuß & Madlen Bonfiglio</i>	107

Vorwort

Die aktuelle Ausgabe umfasst sechs Beiträge und ist in zwei Teile gegliedert: Die ersten vier Arbeiten beschäftigen sich aus jeweils unterschiedlichen theoretischen Perspektiven und Fokussierungen mit dem Rahmenthema „Arbeit“. Die Beiträge fünf und sechs verfolgen jeweils eigene thematische Orientierungen („Thanatopolitik“, „Konkurrenz“).

Den Anfang macht Felix Schauer mit seiner geschichtswissenschaftlichen Arbeit mit dem Titel *„Die Entwicklung städtischen Arbeiterwohnens in Berlin im deutschen Kaiserreich (1871-1914) – eine gesellschaftspolitische Analyse“*, die sich mit den Wohnbedingungen von Arbeitern im aufstrebenden Berlin des Deutschen Kaiserreichs beschäftigt.

Niklas Petersen, ein Gastautor aus Jena, widmet sich in seinem theoretischen Beitrag mit dem Titel *„Erschöpfte Selbstunternehmer/innen – zum Verhältnis von Subjektivität und Erschöpfung im Postfordismus“* den widersprüchlichen Subjektivierungsweisen und Erschöpfungserscheinungen im Postfordismus. Der Autor proklamiert dabei die Wechselwirkungen und Spannungen zwischen gesellschaftlichem Sollen, subjektivem Wollen und individuellem Können soziologisch stärker in den Blick zu nehmen.

In ihrem arbeits- und berufssoziologischen Beitrag *„Wie geht eigentlich Unterricht? Eine Analyse von wichtigen Prozessen, die im Unterricht zur Selbstverständlichkeit geworden sind“* geht Lisa Gompper der Frage nach, wie eigentlich Unterricht vonstatten geht und analysiert ausgewählte Tätigkeitsbereiche einer Lehrkraft im Schulalltag. Methodisch orientiert sich die Autorin an den Studies of Work, einem aus der Ethnometologie hervorgegangenen empirischen Forschungsansatz.

Mit der gleichen methodischen Ausrichtung verfolgen Pia Ehret und Benjamin Wannemacher in ihrem Beitrag *„Soziologen in der Box: Wie ein CrossFit-Trainer „Spitzensportler“ formt“* die Frage, worin die Arbeit eines sogenannten CrossFit-Trainers besteht und wie er diese Tätigkeit vollzieht. Bei CrossFit handelt es sich um eine noch relativ junge und verhältnismäßig wenig bekannte Form des Fitness-Trainings, das in der Regel mit hoher Intensität ausgeführt wird.

In seinem theoretischen Beitrag „*Thanatopolitik – Die Kehrseite der Macht über das Leben*“ beschäftigt sich Anton Livshits mit Mechanismen staatlicher Machtausübung. Insbesondere diskutiert der Autor dabei den Zusammenhang zwischen Bio-Politik und Thanato-Politik.

Den Abschluss setzen die Autorinnen Julia Nuß und Madlen Bonfiglio mit ihrem empirischen Beitrag über das „*Konkurrenzverhalten in Diätgruppen*“. Ihr Erkenntnisinteresse zielt dabei auf die Frage, ob Teilnehmende in solchen Gruppen das Ziel des Gewichtsverlusts mittels gegenseitiger Unterstützung erreichen oder vielmehr die Konkurrenz unter den Teilnehmenden die Motivation zur Zielerreichung ist.

Felix Schauer

Die Entwicklung städtischen Arbeiterwohnens in Berlin im deutschen Kaiserreich (1871-1914)

Eine gesellschaftspolitische Analyse

Zum Autor

Felix Schauer, geb. 1993, studiert seit 2012 an der Universität Konstanz im Bachelor Soziologie und Geschichte und wird im Zuge eines Auslandsaufenthaltes ab September ein Jahr an der Université Panthéon-Sorbonne in Paris studieren. Seine Interessen liegen in der politischen Geschichte der Moderne und im Bereich der qualitativen Methodik, vor allem in der Ethnomethodologie.

Kontakt: felix.schauer@uni-konstanz.de

Abstract

In der vorliegenden Arbeit soll die Frage erörtert werden, welche Wohnbedingungen Arbeiter im aufstrebenden Berlin des Deutschen Kaiserreichs vorfanden und welche stadtpolitischen und technischen Entwicklungen auf diesem Feld maßgeblich beeinflussend wirkten. Ausgehend von einer prominenten geschichtswissenschaftlichen Perspektive, der Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte im Sinne Hans-Ulrich Wehlers, wird das Phänomen des Arbeiterwohnens dargestellt, um ein detailreiches Bild der Zeit zu konstruieren und dem Leser Rückschlüsse auf die damaligen Lebensmodalitäten zu erlauben.

1 Einleitung

Das deutsche Kaiserreich ist ein zutiefst widersprüchliches Gebilde. Die Zeit nach der Reichsgründung in Versailles im Januar 1871 war geprägt von einem Aufbruch in die Moderne, einem zunehmenden Geltungsanspruch von Industrie, Wirtschaft und Militär. Bahnbrechende Erfindungen dieser Zeit wie die des Automobils, der Glühbirne, des Kinos sollten das Leben der Menschen nachhaltig verändern. Dieselbe Zeit aber war von rückständigen Positionen gekennzeichnet, das gesellschaftliche Leben wie die politische Kultur waren traditionalistischen Bildern verhaftet geblieben. Frauen besaßen nahezu keine politischen Rechte und waren auch ansonsten von einem selbstbestimmten Leben weit entfernt, Männern wurde ein stoischer, militanter Umgangston anezogen, es gab weder einen ausgeprägten Parlamentarismus, noch existierten Meinungs- und Pressefreiheit im Sinne dessen, was heute darunter verstanden wird. Dies sind nur wenige Beispiele, und doch besitzen sie bereits Aussagekraft im Hinblick darauf, was an politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Phänomenen diese Epoche prägte.

An der Erforschung dieser Zeit wirkte eine große Zahl bedeutender Autoren mit, von denen viele eine besondere Widmung verdient hätten, und die wohl alle in gewisser Weise eine Faszination für diese Inkonsequenz des Deutschen Kaiserreichs einte. In Hans-Ulrich Wehler aber gibt es eine Person, für die dies in besonderer Weise gilt, und die gleichzeitig hinsichtlich ihrer Bedeutung, Rezension und Wirkungskraft auf diesem historischen Feld von nur wenigen Menschen übertroffen werden dürfte. Sein Tod im Juli dieses Jahres rief eine über das Feld der Wissenschaft hinausreichende Anteilnahme hervor, der ZEIT war er eine ganzseitige Würdigung wert (vgl. Ullrich, 2014, p. 14).

Eine der berühmtesten Thesen Wehlers, die gleichzeitig eine der umstrittensten Thesen der jüngeren Geschichtswissenschaft darstellt, gipfelte in der Annahme um einen deutschen Sonderweg und eröffnete eine für Jahrzehnte eingängige Diskussion in der deutschen Geschichtswissenschaft. Darin proklamierte Wehler eine sich vom normativen Modernisierungspfad der europäischen Staaten fundamental abweichende deutsche Variante. Ausschlaggebend für diese Entwicklung seien der schwache Liberalismus, die Stärke der traditionellen Machteliten und die charisma-

tische Autorität in Gestalt des Bismarckregimes gewesen, was letztlich der autoritären Herrschaftsform des dritten Reiches den Weg bereitet hätte (vgl. Wehler, 2000, p. 85).

Wehler prägte in der Bielefelder Schule einen neuen historischen Ansatz, den der *Sozial-* bzw. *Gesellschaftsgeschichte*. Das Paradigma der letzteren beschreibt er wie folgt:

Ob man an die Staatsbildung oder den Primat der Internationalen Beziehungen, an den Aufstieg des National- oder Verfassungsstaates in der Politikgeschichte, an das Wachstumsparadigma der neoklassischen Ökonomie und neuen Wirtschaftsgeschichte, an das Strukturierungsschema „Soziale Ungleichheit“ in der Soziologie denkt – alle diese Konzeptionen sind gewöhnlich durch eine je spezifische Verengung, eine bewusst oder naiv vollzogene Ausblendung wichtiger Wirklichkeitsbereiche gekennzeichnet. Der Komplexitätsanspruch der Gesellschaftsgeschichte ist dagegen – mögen die Kritiker, die ein überlegenes Konzept bisher ja durchweg schuldig geblieben sind, ihn auch monströs nennen – ein heilsames Korrektiv. (Wehler, 1988, p. 127)

Angelehnt an diesen theoretischen Ansatz soll in der vorliegenden, primär geschichtswissenschaftlichen Arbeit versucht werden, mittels der Formulierung zweier Thesen zu einer Aussage über die gesellschaftspolitische Grundstimmung der damaligen Zeit zu gelangen. Die erste These geht von einer Zweckentfremdung des Wohnraums der Arbeiter aus, die zweite von einer relativ hohen Rigidität der Gesellschaft der Kaiserzeit. Gerade der interdisziplinäre Ansatz der Gesellschaftsgeschichte sowie der starke Bezug zur Gesellschaftspolitik des Deutschen Kaiserreichs erlauben die Aufnahme dieses Aufsatzes in eine soziologische Zeitschrift, welche sich dem Thema der Arbeit widmet.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. In einem hinführenden Teil (2) wird zunächst kurz in die Phase der Urbanisierung im deutschen Kaiserreich eingeleitet, um die Bedeutung und den Zusammenhang der nachfolgenden Ausführungen besser einordnen zu können. Der darauf folgende Hauptteil (3) beginnt mit einer deskriptiven Darstellung der im wachsenden Berlin jener Zeit neu entstehenden Arbeiterwohnviertel (3.1). Anhand von Quellenmaterialien soll danach der Charakter des Wohnens beschrieben werden (3.2), um in der Argumentation bereits eine Zuspitzung auf oben benannte Thesen zu erreichen, die dann im letzten Teil der Arbeit (3.3) genauer belegt werden. Hier geschieht eine Analyse politischer Konstellationen, die auf die Wohnsituation der Arbeiter einflussgebend wirken. Im abschließenden Fazit

(4) der Arbeit wird wie dargestellt versucht, anhand der Wohnsituation der Berliner Arbeiter, ein die gesellschaftspolitische Grundstimmung der Zeit umfassendes Bild zu skizzieren und damit an die in der Einleitung zu findende Charakteristik der Zeit anzuknüpfen.

2 Urbanisierung

Im 19. Jahrhundert sollten die europäischen Städte einer bislang ungekannten Wachstumsdynamik unterliegen. Während im Jahr 1700 erst 13 Millionen und 1800 19 Millionen Menschen in Städten gelebt hatten, versechsfachte sich diese Zahl bis ins Jahr 1900 auf über 108 Millionen (vgl. Zimmermann, 2000, p. 13). Das deutsche Kaiserreich gehörte in jener Zeit zu den Ländern, in denen Industrialisierung und Urbanisierung sich einander bedingten. Zwischen 1871 und 1914 vollzog sich ein Wandel von einem Agrar- zum Industriestaat, durch welchen die deutsche Wirtschaft stark expandierte (vgl. Krieg, 2011, p. 41). Im selben Zeitraum wuchs auch die Bevölkerung von 41 Millionen Menschen auf 65 Millionen an (vgl. ebd., p. 39). Dabei reduzierte sich der Anteil der auf dem Land lebenden Personen von 63, 9 Prozent auf 40 Prozent im Jahr 1910 (vgl. Hühner, 1998, p. 48). In Berlin geschah eine besonders ausgeprägte Urbanisierung: Die Stadt vergrößerte sich von 799500 Einwohnern im Jahr 1871 auf über zwei Millionen Einwohner 1910 (vgl. Mühlberg, 1985, p. 68). Als Ursachen für die rasch wachsende Stadtbevölkerung werden dabei neben dem natürlichen Bevölkerungswachstum und der infolge der Industrialisierung stark gestiegenen Zuwanderung vom Land in die Stadt auch die Eingemeindung von Dörfern genannt (vgl. von Saldern, 1995, p. 40). In Berlin geschah eine solche erst nach dem 2. Weltkrieg am 27. April 1920, als die Einheitsgemeinde Großberlin entstand.

Viele Landbewohner versprachen sich von einem Zuzug in die Städte ein besseres Leben. Dazu zählten oft auch unverheiratete Frauen, die sich neben einer Anstellung als Dienstmädchen in der Stadt auch bessere Bedingungen für eine Heirat erhofften. Neben diesen sogenannten Nahwanderungen gab es Fernwanderungen, zu meist von Osteuropäern und Italienern (vgl. Krieg, 2011, p. 40).

Die Bevölkerung der damaligen Zeit war daher durch eine hohe Mobilität geprägt. Wie eine Quelle dokumentiert, erlebte eine nicht weiter bekannte Berliner Arbeiterin in ihrer Kindheit bis zu ihrem 18. Lebensjahr 32 Umzüge (vgl. Saul, 1982, p. 145).¹ Auch wenn diese Zahl sicher nicht repräsentativ weder für das gesamte Kaiserreich noch für Berlin ist, so sind die für die Umzüge angegebenen Gründe doch bemerkenswert: „[...] wir wurden exmittiert, oder es gefiel uns nicht mehr.“ (vgl. ebd.). Das geäußerte Missfallen der Wohnsituation deutet darauf hin, dass die Wohnbedingungen für jene Familie im Allgemeinen miserabel gewesen sein müssen – ansonsten wäre es nicht nachvollziehbar, die Strapazen von 32 Umzügen auf sich zu nehmen – und dass vermutlich Familien aus der Arbeiterklasse im Allgemeinen Probleme hatten, eine Wohnung zu finden. Darauf lassen die Worte „wir wurden exmittiert“ schließen. Erläuterungen zum familiären Leben mit Kindern finden sich in der vorliegenden Arbeit unter Punkt 3.2.

Mit dieser Entwicklung gingen bedeutende Änderungen in der Gesellschaftsstruktur einher. Es begann sich eine Klasse auszubilden, die sich aus der vermögenslosen und dadurch lohnabhängigen Arbeiterschaft rekrutierte (vgl. Henning, 1996, p. 350). In der Stadt Berlin betrug der Anteil der Arbeiterschaft (d.h., der in Industrie, Handwerk und Bergbau Beschäftigten) an der Gesamtbevölkerung im Jahr 1871 über 53 Prozent. Dieser Anteil blieb bis zum Jahr 1907 nahezu konstant (vgl. Hohorst, 1978, p. 73).

3 Arbeiterquartiere

3.1 Bildung städtischen Wohnraums

Berlin war aufgrund seiner großen industriellen Bedeutung ein Ort des nahezu stetigen Zuzugs von Personen in die Stadt, der allerdings ab den 1890er Jahren rück-

¹ Saul, Klaus et al. (Hg.), *Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871-1914*, Königstein/Ts. 1982, S. 145 f.

Hier soll eine Erläuterung des Umgangs mit Quellen in dieser Arbeit geschehen. Um einen lesbaren Fließtext zu produzieren, soll auf die äußere Quellenkritik im Text selbst verzichtet werden – sie wird gewährleistet, indem jede Quelle von weiteren Literaturnachweisen flankiert wird, was etwa *Fälschungen* in den Quellen zuvorkommen soll. Die innere Quellenkritik geschieht, soweit es die Lesbarkeit erlaubt, im Fließtext. Zusätzlich erläuternde Angaben werden in der Fußnote angeführt.

läufig war (vgl. ebd., p. 40). Ab den 1880er Jahren herrschte in der Stadt ein Bau-boom, der seinen Höhepunkt 1890 erreichte. Dieser flaute in den 1890er Jahren zunächst ab, ehe sich nach der Jahrhundertwende wieder ein Mangel an Wohnraum einstellte (vgl. Bullock, 1990, p. 182). Im Jahr 1901 sank die Einwohnerzahl zum ersten Mal seit Jahren, weil viele Menschen keine der lediglich 1761 freien Wohnungen fanden und die Stadt daher wieder verließen. Diese hohe Nachfrage nach Wohnraum sollte sich vor allem in der Arbeiterklasse in der Folgezeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch einmal wesentlich abschwächen, zwischen den Jahren 1907 und 1914 stieg die Zahl der Leerstände in Berlin aufgrund einer Konjunkturschwäche von 2,4 auf 6,6 Prozent an (vgl. vgl. Bernhardt, 1993, p. 30).² Davon waren in besonderem Maße auch Kleinwohnungen betroffen, in denen zu-meist Arbeiter wohnten.

Weil kleine Händler und Kaufleute, die ehemals in der Innenstadt angesiedelt waren, bald den großen Kaufhäusern und Großbanken Platz machen mussten, erreichte der Prozess der Citybildung in der Zeit zwischen 1880 und 1890 einen ersten Höhepunkt (vgl. von Saldern, 1995, p. 43). Zur neuen Attraktivität der Innenstadt trug auch die Straßenbahn bei, da sie die Erreichbarkeit der Geschäfte weiter verbesserte. Die Innenstadt wurde bald schon zum reinen Geschäftsbezirk, sodass vor Beginn des Ersten Weltkrieges in manchen Straßen nur noch wenige Personen wohnten (vgl. Matzerath, 1985, p. 284).

Im Zuge dieser Entwicklungen stellte sich nun für eine konstant große Zahl von Arbeitern die Frage nach bezahlbarem Wohnraum. Im Berlin der damaligen Zeit boten sich im Hinblick darauf zwei Möglichkeiten: Zum einen in den sogenannten „Zonen in Transition“, wie etwa dem Scheunenviertel in Berlin, gleich hinter dem Alexanderplatz (vgl. von Saldern, 1995, p. 44). Eine solche Zone zeichnet sich durch auffällige, alte Häuser aus, die meist um den Innenstadtbezirk herum angesiedelt waren und für eine unbestimmte Zeit vermietet werden sollten, ehe eine Restaurierung durchgeführt wurde. Die zweite Möglichkeit der Unterbringung bot sich dem Arbeiter in den neu entstehenden, typischen Arbeitervierteln. Diese entstanden aufgrund der begrenzten Mobilität eines Arbeiters um die städtischen Randgebiete

² Vgl. Bernhardt, Christoph, Die Anfänge der kommunalen Wohnungspolitik und die Wohnungsmarktschwankungen in Groß-Berlin vor 1914, in: Hofmann, Wolfgang und Kuhn, Gerd (Hg.), *Wohnungspolitik und Städtebau 1900-1930*, Berlin 1993, S. 17-48, S. 30.

der Fabriken herum und zogen viele städtische Neuankömmlinge an. Die Wohnung eines Arbeiters lag dabei typischerweise im Hinterhaus eines Gebäudes, wohingegen Wohnungen, die an die Straße grenzten, solventeren Kunden vorbehalten waren (vgl. Bullock, 1985, p. 189).

Neben diesen räumlichen Differenzierungen innerhalb des Arbeiterwohnens gab es aber noch Unterschiede hinsichtlich der Häuserart: In Berlin traten, extrem konzentriert, die sogenannten „Mietskasernen“ auf (Nipperdey, 1990, p. 145). Deren Beliebtheit erklärt sich auch aus dem ökonomischen Nutzen dieser Häuser für den Bauherrn, der hier aufgrund einer großen Zahl von Wohnungen seine Mieteinnahmen maximieren konnte. Dieser hohen Profitabilität wegen kosteten die entsprechenden Bodenflächen, auf welchen eine Mietskaserne errichtet werden durfte, in Berlin mehr als doppelt so viel wie Baugrund in anderen Bezirken (vgl. Matzerath, 1985, p. 288).

Weiterhin gab es die „normaleren großen Mietshäuser für Arbeiter“ und den Typ des gemischten Wohnhauses, in dem Arbeiter etwa mit Angehörigen des Kleinbürgertums zusammen in einem Haus wohnten. Als besonders für Berlin letzter wichtiger Typ des Arbeiterhauses können die Werkwohnungen gelten, in denen die Angehörigen einer Firma Unterkunft fanden.

Als für Berlin typische Arbeiterviertel galten Wedding, Prenzlauer Berg, Friedrichshain oder Kreuzberg, wohingegen sich im Bezirk Tiergarten, in der Friedrichstadt, in Charlottenburg, Schöneberg, Westend und Dahlem vor allem das Bürgertum ansiedelte. (vgl. Mühlberg, 1985, p. 76). Hier soll angemerkt werden, dass der Bautyp der Mietskaserne auch in jenen bürgerlichen Wohnlagen durchaus verbreitet war (vgl. Matzerath 1985, p. 285).

Hinsichtlich der Segregation innerhalb dieser Viertel ist zwar bemerkt worden, dass sich diese meist noch in Grenzen hielt, allerdings überschritt der Arbeiteranteil an der Wohnbevölkerung in der äußeren Luisenstadt, in Wedding und im Stralauer Viertel, sowie in Rixdorf, Lichtenberg und in Boxhagen-Rummelsburg die 75-Prozent-Marke (vgl. von Saldern 1995, p. 49).³ In diesen Wohnlagen waren zumeist die Massenwohnhäuser der Mietskasernen vorherrschend, die im Laufe des 19.

³ Vgl. von Saldern, Adelheid, *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*, Bonn 1995, S. 49. Von Saldern schreibt fälschlicherweise „Hummelsburg“ statt „Rummelsburg“.

Jahrhunderts zur dominierenden Wohnhausform vor allem in den Berliner Vorstädten wurden (vgl. Reulecke, 1997, p. 30). Der Bauherr konnte durch diese Bebauungsform sein Grundstücke optimal ausnutzen: Die Häuser verfügten über eine hohe Bebauungsdichte und eine hohe Behausungsdichte gleichermaßen. Ersteres meint die maximale Ausnutzung der Grundstücke, das zweite die maximale Ausnutzung des Hauses durch Mehrgeschossigkeit. Diese Bauart führte zu einer sich stetig steigenden Behausungsziffer, welche 1861 noch bei 48 Bewohnern pro Haus lag, 1895 schon bei 72 Bewohnern (vgl. von Saldern, 1995, p. 46). Sie führte weiterhin dazu, dass Friedrichshain der am dichtest besiedelte Bezirk in Berlin wurde. Im Vergleich zur schäbigen Bausubstanz der Häuser innerhalb einer „Zone in Transition“ verfügten die Mietshäuser in diesen neuen Arbeitervierteln über eine ordentliche Fassade, die allerdings als „ästhetische Staffage“ diente. Die Wohnverhältnisse in den Häusern waren also oftmals erbärmlich, viele Familien beherbergten in ihren schlecht beheizten Räumlichkeiten noch Schlafgänger oder Untermieter. Auf diesen Aspekt der qualitativen Beschaffenheit der Wohnungen wird im weiteren Teil dieser Arbeit unter Gliederungspunkt 3.2 genauer eingegangen.

Zahlreiche große Unternehmen boten ihren Angestellten darüber hinaus auch werkseigene Wohnungen an. Im Bereich der Berliner Maschinenindustrie etwa baute die Firma Borsig bereits im Jahr 1855 auf dem Hüttenbauplatz in Borsigwerk, Oberschlesien, zwei Beamtenwohnhäuser, zu welchen später noch weitere hinzukamen (vgl. Borgmann, 1981, p. 133). Diesem Beispiel sollten später viele Firmen folgen. Im Jahr 1872 errichtete die Firma Eckert eigene Arbeiterwohnhäuser vor dem Frankfurter Tor. Darüber hinaus kaufte das Unternehmen ein Haus auf dem Küstriner Platz, um dort 40 Wohnungen einzurichten (vgl. ebd., 132). In diesen firmeneigenen Wohnungen durften in der Regel nur Firmenangehörige leben, und das zu speziellen Bedingungen. Schon das Betreten solcher ghettoartiger Anlagen war für Besucher schwierig, weil die Wohnungen oft durch Sackgassen oder Wohnhöfe eingegrenzt waren (vgl. von Saldern, 1995, p. 53). Im Falle despektierlichen Verhaltens der Firma gegenüber (etwa durch einen Streik), wurde den Bewohnern des Hauses sofort gekündigt, und zwar sowohl der Arbeits-, als auch der Mietvertrag.

Unter der Gesamtheit der Berliner Arbeiter hatten besonders jene mit der Wohnungsknappheit zu kämpfen, welche alleinstehend waren. Zwar wurden Ledigenwohnheime geplant, die Umsetzung dieses Vorhabens gestaltete sich aber als schwierig. Bis auf die Errichtung einer solchen Anlage in Charlottenburg nach der Jahrhundertwende blieb diese in den Augen des Bürgertums dringend notwendige Lösung zur Bekämpfung des Schlafstellenunwesens (hierzu ausführlicher unter Punkt b) ein „papiernes Ideal“ (Mühlberg, 1985, p. 70).

3.2 Charakter des Arbeiterwohnens

In Berlin wiesen im Jahr 1875 53 Prozent der Wohnungen ein, 25 Prozent zwei und 22 Prozent mehr heizbare Zimmern auf. Diese Zahl änderte sich bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht grundlegend, 1911 wohnten etwa 44 Prozent der Berliner in einer Wohnung mit einem heizbaren Zimmer (vgl. Nipperdey, 1990, p. 142). In diesen kleinen Wohnungen herrschten daher sehr beengte Platzverhältnisse. Dazu trug auch das Phänomen der Schlafgänger bei: Diese lebten bei einer Familie als Mieter eines Bettes, teilweise (etwa bei Schichtarbeit) auch nur für eine bestimmte Tages- bzw. Nachtzeit. 1895 waren in Berlin 7,27 Prozent aller männlichen Personen Schlafgänger (vgl. ebd.).

Das Schlafstellenwesen war auch bei Frauen – wenn auch seltener – verbreitet, wie Elisabeth Gnauck-Kühne schreibt. Gnauck-Kühne war als bekannte Frauenrechtlerin mit den Arbeitsverhältnissen von Frauen vertraut und schildert in einer Quelle ausführlich die armselige Wohnsituation von Berliner Papierarbeiterinnen (vgl. Gnauck-Kühne, 1985, pp. 321-322).⁴ Von 812 Arbeiterinnen hätten gerade 212 eine eigene Wohnung, wohingegen 600 eine Schlafstelle unterhielten. Dabei sei den Frauen sehr daran gelegen, eine eigene Wohnung zu beziehen, und sei diese noch so klein. Selbst ein winziges Etablissement biete gegenüber der Schlafstelle mehr Privatsphäre und erlaube ihrer Bewohnerin im Krankheitsfall, zuhause zu bleiben, wohingegen die Schlafstelle tagsüber verlassen werden müsse, da sie nur

⁴ Gnauck-Kühne war selbst Arbeiterin in einer Kartonfabrik und engagierte sich vor allem für Fabrikarbeiterinnen. Sie war Clara Zetkin freundschaftlich verbunden, folgte politisch aber Friedrich Naumann und schloss sich später der katholischen Kirche an.

zeitweise angemietet ist. Vor allem aus moralischer Sicht müsse das Schlafstellenunwesen bekämpft werden: „Die sittlichen Gefahren, welche es für beide Teile, Mieter und Vermieter, mit sich bringt, springen in die Augen.“ (vgl. ebd., p. 322). Was Gnauck-Kühne mit dieser Schilderung andeutet, ist die mit den beengten Wohnverhältnissen der Arbeiter einhergehende offene Sexualität eines Ehepaars vor den Kindern oder Schlafgängern. Es gab also „keine individuelle und keine funktionale Sonderung“ (Nipperdey, 1990, p. 144).⁵ Diese Überlegungen lassen nun den Schluss zu, dass die Wohnung des Arbeiters somit nicht wie die eines Bürgers zu „Heimat und Hort“ werden konnte, weil sie keinen wirklichen Rückzug ermöglichte, sondern im Gegenteil zu Vergnügungs- und Entspannungszwecken aus dem Haus entfliehen ließ (ebd.). Daher kann als erste These dieser Arbeit die *Zweckentfremdung des Wohnraums für den Arbeiter* festgehalten werden. Arbeiter waren aufgrund der beengten Wohnsituation und der Anwesenheit Fremder oft nicht in der Lage, innerhalb ihrer Wohnung Ruhe und Schutz zu verspüren, wozu diese eigentlich nutzen sollte.

Bisher wurde auf Merkmale der Wohnung eingegangen, die mit ihrer Bauweise direkt zusammenhängen. Nun soll die Wohnqualität anhand der inneren Beschaffenheit der Wohnung genauer dargestellt werden.

Durch die bereits erwähnte Hinterhaus- und oft auch Kellerlage der Arbeiterwohnung und die angrenzenden kleinen, düsteren Höfe, waren die Lichtverhältnisse in den Räumlichkeiten oft schlecht (vgl. Bullock, 1990, p. 189). Die Arbeiterwohnungen waren vor allem vor der Jahrhundertwende zudem sehr bescheiden eingerichtet. Aus einer Befragung von Berliner Arbeitern im Jahr 1892 geht hervor, dass sich die Arbeiter zu allererst eine in den Stuben möglichst nicht durch Fenster und Türen unterbrochene Wandfläche wünschen, damit zur „freie[n] Bewegung im Innern [...] etwas Platz übrig bleibt.“ (Saul, 1982, p. 151). Die Formulierung dieses Satzes lässt schon ahnen, dass in den Räumen einer Arbeiterwohnung extrem beengte Platzverhältnisse bestanden haben müssen. Weiterhin sprachen sich die Arbeiter in bezeichneter Befragung dafür aus, eine Toilette zum Inventar ihrer Wohnung zählen zu

⁵ Die Sozialreformerin Minna Wettstein-Adelt berichtet in einer Quelle über den in der Arbeiterklasse besonders häufig auftretenden Alkoholismus, welcher sich ursächlich auf u.a. eine schlechte Wohnsituation zurückführen ließe (vgl. Saul (Ed.), 1982, p. 57). Eine Gegendarstellung hierfür schildert Ernst Seffarth, der vom Berliner Arbeiter-Bildungsverein berichtet, (vgl. Kürbisch (Ed.), 1982, p. 57).

können. Für Wohnungen, die in den 1860er und 1870er Jahren gebaut wurden, war Wasser nur auf dem Hof vorhanden. Das bedeutete, dass die dortige Toilette von allen Parteien des Hauses genutzt wurde, also von 40 bis 50 Wohnungen (vgl. Bullock, 1990, p. 222).

Die Wohnungen in den großen Mietshäusern Berlins zeichneten sich außerdem durch einen hohen Lärmfaktor aus. Dies hängt außer dem Verkehrs- und Stadtlärm auch mit Kindern zusammen, die aufgrund mangelnder Spielplätze in der Stadt oft in den Innenhöfen der Häuser spielten. Jene wurden in Arbeitervierteln ohnehin vielfältig genutzt: In der Luisenstadt etwa befanden sich dort neben kleinen Müllplätzen auch Nahrungsmittel- oder Schreibwarenläden. Ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter schildert, wie ihn beim Betreten eines solchen Hofes beinahe „eine lärmende Kinderschar“ überrannt hätte (Saul, 1982, p. 151). Im Haus selbst fiel ihm beim Treppenaufstieg auf, dass dieser mit einer erheblichen Lautstärke einherging. Der Geräuschpegel in etwa einer Mietskaserne ist also aufgrund der dichten Behausung, einer großen Anzahl von Wohnungen in den Häusern, und der vielfältigen Nutzung der Innenhöfe als erheblich einzuschätzen. Die Lärmbelastung in der Wohnung wie auch deren schlechte Ausstattung sind eine Bestätigung für die erste These.

Als der Wohnsituation insgesamt zuträglich erwies sich aufgrund einer qualitativ hochwertigen Ausstattung demgegenüber der Werkswohnungsbau, dessen Nachteile bereits angeführt wurden.

Im Zeitverlauf scheinen sich (nicht nur in Berlin) aber Verbesserungen in der Wohnungsqualität für Arbeiter ergeben zu haben, die Zahl der Schlafgänger etwa ging zurück (vgl. Nipperdey, 1990, p. 142). Während 1885 in Berlin noch 18 Prozent der Haushalte Schlafgänger beherbergten, waren es zwanzig Jahre später nur noch 13 Prozent. Die Bewohnerzahl von Wohnungen insgesamt verringerte sich, wenn auch nicht eklatant, in der Zeit von 1890 bis 1914 (vgl. Bullock, 1990, p. 222).

Auch der Einrichtungsstandard verbesserte sich: Von den 1890er Jahren an hatten Küchen fließendes Wasser, es gab Abwasserkanäle und oft einen Kohleofen in den Wohnungen, der zum Kochen und Heizen genutzt wurde. Weiterhin verbesserten sich im Allgemeinen die Reallöhne, der Wohnungsmarkt konnte sich im Jahrzehnt

vor dem Ersten Weltkrieg erholen (vgl. Nipperdey, 1990, p. 147). 1906/1907 verschwand mit seinem Sanierungsbeginn zudem das alte Berliner Scheunenviertel, welches zuvor als die letzte Bastion der absoluten Armut gelten konnte (vgl. Wietschorke, 2013, p. 39).⁶ Andererseits blieb der Masse der Arbeiter bestimmtes Inventar auch weiterhin vorenthalten, so war auch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine gemeinschaftliche Nutzung von Toiletten vorherrschend; von heißem Wasser und Elektrizität ganz zu schweigen, was nur höhere Schichten sich leisten konnten. Selbst in den 1920er Jahren mangelte es vielen Arbeiterhaushalten an heißem Wasser und Zentralheizung (vgl. Bullock, 1990, p. 222). Dennoch wiesen Metropolen wie London oder Paris in der Zeit nach der Jahrhundertwende weit schlimmere Wohnviertel mit einem barackenartigen Charakter in bestimmten Vierteln auf (vgl. Wietschorke, 2013, p. 39).

3.3 Politische Einwirkung auf die Wohnsituation

Die Berliner Wohnsituation ist als die im deutschen Vergleich mit Abstand schlimmste beschrieben worden. (vgl. Wischermann, 1986, p. 116). Doch welche politischen Hintergründe trugen dazu bei?

In Preußen wurde in der Städteordnung von 1853 das *Hausbesitzerprivileg* festgesetzt. Dieses sicherte den Hausbesitzern einen maßgeblichen Einfluss im Stadtparlament zu, was in Verbindung mit der Dreiklassenwahl ein aus heutiger Sicht besonders undemokratisches Wahlrecht bedeutete (vgl. Hühner, 1998, p. 49). In Berlin musste gar ein Anteil von 50 Prozent der Stadtverordneten über Haus- und Grundbesitz verfügen. Dabei bleibt zu bemerken, dass ein solches Mitspracherecht der Hausbesitzer keineswegs nur in Preußen bestand und darüber hinaus auch nicht von der Stadtgröße abhängig war (vgl. Hühner, 1998, p. 49).

Mit diesen Kommunalwahlrechten hing zusammen, dass die hauptsächlich dem Bürgertum angehörenden Hausbesitzer der Stadt ihr Mitspracherecht auch zum Vorteil ihrer eigenen Klasse einsetzten. Bezogen auf die Infrastrukturpolitik bedeu-

⁶ Berlin verfügte bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über eine sogenannte Armen-Kolonie, wie die Schriftstellerin Bettina von Arnim in ihrem 1843 erschienenen Werk „Aus einer Berliner Armen-Kolonie“ berichtet. Demnach wurde die mittellose Bevölkerung in sogenannten „Familienhäusern“ vor dem Hamburger Tor untergebracht, (vgl. Kürbisch (Ed.), 1982, pp. 22-24).

tete dies, dass von neuen Infrastruktureinrichtungen wie Gasbeleuchtungen, Elektrifizierung, Kanalisation oder Straßenpflasterung zunächst die besseren Wohnviertel profitierten. Um 1875 wurden so in Berlin Gasleitungen verlegt, allerdings nicht in den Arbeitervierteln Moabit und Wedding. Ähnlich verhielt es sich mit Wasserleitungen, die wenigsten Toiletten etwa fanden sich in Wedding, Moabit und in der Oranienburger- und Rosentaler Vorstadt (vgl. von Saldern, 1995, p. 65). Und nicht nur in der Anlage solcher damals neuer technischer Vorrichtungen bestand eine Ungleichbehandlung, sondern auch in der Verteilung anderer städtischer Einrichtungen wie Parks, Theater, Rechtsanwalts- und Arztpraxen sowie Bildungseinrichtungen, die sich oft in bürgerlichen Wohnlagen befanden. Grundsätzlich ist im Zeitverlauf eine verstärkte Sensibilisierung im Hinblick auf die Wohnfrage vonseiten der Stadt zu erkennen. Ab den frühen 1870er Jahren wurden die Entwicklungen im Baugewerbe von den seit 1853 bestehenden Baukommissionen geregelt. Diese Kommissionen regulierten etwa die Straßengröße und die Gebäudehöhe, aber auch die Hofgröße einer Anlage (vgl. Bullock, 1990, p. 187). Ansonsten aber gab es keine nennenswerten Regulierungen gesundheitspolizeilicher Art (vgl. Reulecke, 1997, p. 52).

Insgesamt blieben alle kommunalen Aktivitäten auf dem Feld der Regulierung des Wohnungsmarktes daher stark beschränkt. Privater Hausbesitz dagegen wurde stärker subventioniert.

Die zweite These dieser Arbeit lautet in Anbetracht der politischen Institutionalisierung einer konsequenten Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen: *Arbeiter (und Angehörige unterer Schichten im Allgemeinen) waren Opfer einer starren Gesellschaft, die nicht an einer Eingliederung aller ihrer Mitglieder interessiert war.* Die Wohnfrage wurde in Berlin von Gruppen wie dem Verein für Socialpolitik von 1885 an zusammen mit Architekten, Arbeiterorganisationen, Geistlichen und Medizinern diskutiert, was damit zusammenhing, dass das Wohnproblem dieser Stadt als ein besonders ausgeprägtes verstanden wurde (vgl. Bullock, 1990, p. 183). An den Statistiken, welche der Verein vorlegte, wird die Berliner Wohnungsnot deutlich: Die Zahl der leerstehenden Wohnungen etwa in Wedding reduzierte sich von 1861 im Jahr 1881 auf 403 im Jahr 1886, und das, obwohl in diesem Zeitraum neuer Wohnraum erschlossen worden war. Ähnlich starke Rückgänge der Leerstände sind

im selben Zeitraum auch in der Rosenthaler und der Oranienburger Vorstadt, sowie der Luisenstadt zu verzeichnen. Der Verein für Socialpolitik wollte insbesondere die Hygiene in den Arbeitervierteln verbessern und fand in dieser Forderung Unterstützung (vgl. Berthold, 1989, pp. 204-210).

Nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Metropolen wie London, Paris oder Budapest waren ähnliche hygienische Probleme gegeben, weshalb bereits seit dem Jahr 1876 ein internationaler Kongress für Hygiene und Demographie abgehalten wurde. Im September 1894 fand dieser unter der Teilnahme von Vertretern aus 29 Staaten, inklusive Deutschlands, in Budapest statt (vgl. Blenck, 1896, p. 285).⁷ Auf dieser Versammlung wurden wichtige Beschlüsse getroffen, welche das Arbeiterwohnen in mehrererlei Hinsicht betrafen: Zunächst wurde die „Frage der Kasernen-Arbeiterwohnungen“ als so bedeutsam eingestuft, dass sie erst vorbereitet werden müsse und im nächsten Kongress (der vier Jahre später in Madrid stattfinden sollte), behandelt werden solle. Weiterhin wurden in der häufigen Ausfuhr aller Abfälle und reichlichen Versorgung mit reinem Wasser eine Förderung der Gesundheit der Bevölkerung erkannt und es wurden Bestimmungen zu Kellern und Kanälen erlassen (vgl. ebd., pp. 291-293). Dies verdeutlicht bereits die anerkannte Gefahr schlechter Hygienebedingungen in Wohnhäusern und ist hier daher von Belang, weil solche internationalen Festsetzungen durch die deutsche Teilnahme an diesem Kongress auch für Berlin Gültigkeit besaßen. Es wird in der Folge zu beurteilen sein, inwiefern von einer Umsetzung dieser Beschlüsse gesprochen werden kann. In Bezug auf Charlottenburg ist seit etwa 1900 auch tatsächlich eine Auseinandersetzung des Charlottenburger Magistrats (im Gegensatz zur Stadtverordnetenversammlung) mit sozialhygienischen Maßnahmen geschehen, was zu einer Institutionalisierung kommunaler Wohnungspolitik im Berliner Raum führte (vgl. Bernhardt, 1993, p. 45). Die Ausstattung der Wohnungen hat sich also tatsächlich verbessert. Neben einer systematischen Kanalisation und Wasserversorgung fanden sich im gesamten Berliner Raum im Jahr 1905 immerhin bereits in rund der Hälfte aller Wohnungen Wasserklosetts, allerdings auch nur in etwa 30 Prozent Gas zum

⁷ Die dem Kongress zugeschriebene Bedeutung lässt sich an seinen Teilnehmern erkennen: Neben dem deutschen Ökonom und späteren Vorsitzenden des Vereins für Socialpolitik, Werner Sombart, wirkte Florence Nightingale, die Begründerin der westlichen Krankenpflege mit; sowohl Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn als auch dessen Bruder Erzherzog Karl Ludwig waren anwesend, wie der Quelle (auf den Seiten 285, 287 u. 296) zu entnehmen ist.

Kochen, in zwölf Prozent ein Bad, und in nur etwa drei Prozent der Wohnungen eine Zentralheizung (vgl. Wischermann, 1986, p. 119). Der Anteil von Wohnungen mit einer derartigen Ausstattung war in den Jahren zuvor zwar rapide gestiegen. Solcher Komfort blieb dem Großteil der Wohnungen, zumal denen der Arbeiter, aber weiterhin vorenthalten. Die Verbesserungen der Wohnqualität ändern außerdem nichts daran, dass die Groß-Berliner Wohnungspolitik des Kaiserreichs, vor allem im Vergleich mit anderen Städten, eine dürftige war (vgl. Bernhardt, 1993, p. 45).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahmen die Rufe nach Maßnahmen zur Beseitigung der Wohnungsnot zu. Es wurden etwa die Einführung eines Reichsgesetzes, das den Gebrauch der Wohnungen regelt sowie eine staatliche Regelung von Mietverträgen diskutiert. Auch der Zuzug in die Großstädte sollte geregelt werden, ein Verbleiben von einer hygienisch einwandfreien Wohnung abhängig sein.

Friedrich Naumann etwa beschreibt die sich ausdehnenden Städte als schädigend für die Entwicklung der Familie und den „gesunden Trieb des Volkes“, er bezeichnet sie als „Orte der Unfruchtbarkeit“ (Naumann, 1905, p. 64). Der Einzelne verliere in diesem Umfeld seine Bedeutung. Dass diese Worte gerade Naumann benutzt, der zwar bereits nach der Gründung des Nationalsozialen Vereins 1896 ein Bündnis desselben mit der SPD forderte, ansonsten aber als Repräsentant des bürgerlichen Liberalismus gilt und nicht für eine Politik der Sozialreform bekannt war, ist durchaus beachtlich (vgl. Schmierer, 1998, p. 881). Mit seiner Sichtweise stand er jedoch keineswegs alleine, denn es waren durchaus Bestrebungen zur Besserung der Situation auf dem Wohnungsmarkt, auch vonseiten des Bürgertums, erkennbar (vgl. von Saldern, 1995, p. 47). Bürgerliche Kreise störten sich sehr an den überfüllten Wohnungen, dem Schlafstellenwesen und damit an ganzen Vierteln, in denen sie eine Quelle der Unzucht sahen. Nach der Jahrhundertwende etwa wurde, wie bereits erwähnt, ein Ledigenheim mit guter Ausstattung in Charlottenburg gebaut, das sich die ärmeren Arbeiter aber schon nicht mehr leisten konnten.

Das Modell besaß trotz seines Vorbildcharakters keine Zukunft, weil es auch weiterhin attraktiv blieb, Kapital auf andere Art und Weise anzulegen. Zudem wurden vereinzelt von Genossenschaften Wohnungen errichtet, die über gute Einrichtung verfügten und preislich attraktiv waren. Namentlich waren das die Wohnanlage in

der Proskauer Straße von 1897/1898, die Wohnbebauung Grabbeallee von 1908/09 und die Gartenvorstadt am Falkenberg in Altglienicke, die 1913/14 errichtet wurde (vgl. Mühlberg, 1985, p. 84). Solche Bauten konnten durch günstige Kredite, welche die Stadt Berlin an gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften vergab, gefördert werden.

Obwohl also durchaus ein Bewusstsein für die Missstände in der Wohnungsfrage vorhanden war, trat auch nach neuen Bauregulierungen 1887, welche die Höfe vergrößern sollten, keine Verbesserung für die Situation der Arbeiter ein. Die politische Steuerung des Marktes blieb stark begrenzt. Wischermann spricht in diesem Zusammenhang von einer „hochliberalen Wohnungswirtschaft“ (Wischermann, 1986, p. 133). Die Wohndichte Berlins nahm von 1875 bis 1910 nicht merklich ab. Dies ist nach Meinung von Jürgen Reulecke auf das Zusammenwirken mehrerer Faktoren zurückzuführen. Neben den geschilderten, dürftigen Bauvorschriften herrschte in Berlin eine ausgeprägte Bauspekulation. Hinzu kam ab 1862 die Genehmigung eines Bebauungsplans für das Berliner Umland, für den James Hobrecht verantwortlich war. Dieser Plan blieb bis 1919 in Kraft und sorgte durch die bloße Festsetzung von Fluchtlinien für eine erweiterte Spekulation, die Hobrecht nicht intendiert hatte. Durch die starke Haus- und Grundbesitzerlobby in den Stadtparlamenten waren Reformen in der Wohnpolitik letztlich zum Scheitern verurteilt (vgl. Reulecke, 1997, pp. 52-54).

4 Fazit

Aufgrund der oben gemachten Ausführungen sowie der beiden Thesen kann die Wohnsituation der Arbeiter in Berlin als sinnbildlich für ihre Situation in der kaiserlichen Gesellschaft angesehen werden. Bereits vor der Jahrhundertwende wurde, wie dargestellt, aus unterschiedlichen Teilen der Bevölkerung – eben nicht nur den unteren Klassen – Kritik am Wohnungswesen in Berlin laut. Die Stadt erlebte durch den beispiellosen Zustrom von Arbeitskräften ein immenses Wachstum, dem der Wohnungsmarkt nicht gerecht werden konnte – und wohl auch nicht wollte. Die Wohnungen der Arbeiter in Berlin waren die kleinsten und überfülltesten, und relativ gesehen die teuersten. Die zaghaften Einwirkungen der Kommunalpolitik auf dem Wohnungsmarkt zeigen, dass die Notwendigkeit zur Reform auch anerkannt

wurde – am Umsetzungswillen aber mangelte es. Bis auf wenige Verbesserungen im Bereich der Hygiene, welche die Politik zu verantworten hatte, stellten sich keine weitergehenden Reformierungen ein. Die daraus resultierende Benachteiligung von Arbeitern ist an der ersten These abzulesen – die *Zweckentfremdung des Wohnraums* meint dabei, dass die durchschnittliche Arbeiterwohnung nur sehr bedingt den allgemeinen Ansprüchen an eine solche gerecht werden konnte. Aufgrund der räumlichen Enge, der spärlichen Ausstattung und der mangelhaften Infrastruktur der Wohnumgebung sowie dem Phänomen der Schlafgänger konnte kein lebenswerter Rückzugsort entstehen. Besonders pikant ist zudem, dass den Arbeitern, die in firmeneigenen Quartieren untergebracht waren, leicht gekündigt werden konnte und sie in einem solchen Fall in der Regel sowohl Arbeit wie auch Wohnung verloren, was auf dem zeitweise überhitzten Wohnungsmarkt in Berlin eine große Herausforderung dargestellt haben dürfte.

Anhand der zweiten These wurde die *Starre in der gesellschaftlichen Gliederung* festgestellt. Angehörige des Bürgertums motivierte die Angst, einen Umsturz zu erleben (vor allem im Wissen um die Geschehnisse von 1848/49), Zugeständnisse zu machen. Das ist vor allem an den Aussagen zur Sittenlosigkeit der Arbeiter zu erkennen, welche auf das Schlafstellenwesen, auf Literatur, Musik und Alkoholkonsum projiziert wurden. Mit diesen Verklärungen von mit Arbeitern in Verbindung gebrachten Phänomenen wollte man offensichtlich ein zu weites Ausscheren aus dem bürgerlichen Weltbild verhindern, um dieses letztlich aufrechterhalten zu können. Es aus der Arbeiterklasse heraus in höhere gesellschaftliche Kreise zu schaffen, war nahezu unmöglich (vgl. Hohorst, Kocka & Ritter (Eds.), 1978, p. 125).

Das Wohnen ist also ein besonders gutes Beispiel für den Zwiespalt in der Gesellschaft des Kaiserreichs: Moderne Innovationen wie Toiletten, Heizungen oder Telefone prägten diese Zeit, durch politische Eingriffe wurde aber eine sehr ungleiche Verteilung solcher Güter geschaffen und sich damit der Herausbildung einer ebenfalls modernen, meritokratischen Gesellschaft entzogen. Selbst in einer Metropole wie Berlin, die vielen Minderheiten (wie etwa den Juden, die dort zahlreich lebten) ihrer Aufgeschlossenheit wegen interessanter Lebensraum zu sein versprach,

herrschte ein Stigma der Ausgrenzung, dem sich die Unterdrückten selbst aus eigener Kraft kaum zu entziehen vermochten.

Um einer Gesellschaftsgeschichte im Sinne Wehlers zu genügen, müsste dieses Thema weiteren fachlichen Perspektiven zugänglich gemacht werden – eine sehr ehrgeizige, aber reizvolle Aufgabe. Diese Arbeit stellt somit den Versuch dar, sich an dem genannten, sozialgeschichtlichen Paradigma zu orientieren, auch wenn das Ergebnis den eigenen Maßstäben nach unzureichend bleibt.

Literatur

a) Quellen

- Berthold, G. (1989). Die Wohnverhältnisse in Berlin, insbesondere die der ärmeren Klassen. Vaduz: Topos-Verlag.
- Blenck, E. (1896). Der VIII. internationale Kongreß für Hygiene und Demographie, seine Verhandlungen und Beschlüsse. In E. Blenck (Ed.), *Zeitschrift des königlich Preussischen Statistischen Bureaus* (pp. 285-297). Berlin: Verlag des königlich preussischen statistischen Bureaus.
- Gnauck-Kühne, E. (1985). Schlafstellen Berliner Papierarbeiterinnen. In Hans Teutberg & Clemens Wischermann (Eds.), *Wohnalltag in Deutschland 1850-1914. Bilder, Daten, Dokumente* (pp. 321-322). Münster: Cöpppenrath.
- Hohorst, G., Kocka, J. & Ritter, G. (Eds.) (1978). Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch Band II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914. München: Beck.
- Jaeger, J. (1889). Das Anwachsen der Großstädte. *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst* 48, 206-211.
- Naumann, Friedrich (1905). *Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik*. Berlin: Buchverlag d. Hilfe.
- Saul, Klaus, Flemming, Jens, Stegmann, Dirk & Witt, Peter-Christian (Eds.), *Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871-1914*. Königstein/Ts.: Athenaeum.
- Verein für Socialpolitik (Ed.) (1989). *Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhülfe*. Vaduz: Topos-Verlag.

Schauer – die Entwicklung städtischen Arbeiterwohnens in Berlin im deutschen Kaiserreich (1871-1914)

Von Arnim, Bettina (1982). Aus einer Berliner Armen-Kolonie. In Friedrich Kürbisch (Ed.), *Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918* (pp. 22-24). Berlin: Dietz.

b) Sekundärliteratur

Bernhardt, Christoph (1993). Die Anfänge der kommunalen Wohnungspolitik und die Wohnungsmarktschwankungen in Groß-Berlin vor 1914. In Wolfgang Hofmann & Gerd Kuhn (Eds.), *Wohnungspolitik und Städtebau 1900-1930* (pp. 17-48). Berlin: Institut für Stadt- und Regionalplanung.

Borgmann, Maria (1981). *Betriebsführung, Arbeitsbedingungen und die soziale Frage. Eine Untersuchung zur Arbeiter- und Unternehmergeschichte in der Berliner Maschinenindustrie zwischen 1870 und 1914 unter besonderer Berücksichtigung der Großbetriebe*. Frankfurt am Main: Lang.

Bullock, Nicholas (1990). Berlin. In Martin J. Daunton (Ed.), *Housing the Workers, 1850-1914. A Comparative Perspective* (pp. 182-248). London: Leicester University Press.

Dauzenroth, Erich & Lange, Helene (Eds.) (1964). *Frauenbewegung und Frauenbildung. Aus den Schriften von Helene Lange, Gertrud Bäumer, Elisabeth Gnauck-Kühne*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Henning, Friedrich-Wilhelm (1996). *Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert: mit Tabellen*. Paderborn: Schöningh.

Hühner, Michael (1998). *Kommunal Finanzen, Kommunalunternehmen und Kommunalpolitik im Deutschen Kaiserreich*. Münster: Lit.

Krieg, Elsbeth (2011). *Immer beaufsichtigt – immer beschäftigt. Kleinkinderziehung im Kaiserreich im Kontext der Stadt- und Industrieentwicklung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Matzerath, Horst (1985). *Urbanisierung in Preußen 1815-1914*. Stuttgart: Kohlhammer.

Mühlberg, Dietrich (Hg.) (1985). *Arbeiterleben um 1900*. Berlin: Dietz.

Nipperdey, Thomas (1990). *Deutsche Geschichte 1866-1918. Erster Band Arbeitswelt und Bürgergeist*. München: Beck.

Reulecke, Jürgen (1997). *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Schmierer, Wolfgang (1998). Friedrich Naumann. In Gerhard Taddey (Ed.), *Lexikon der deutschen Geschichte. Ereignisse, Institutionen, Personen. Von den Anfängen bis zur Kapitulation 1945* (p. 881). Stuttgart: Kröner.
- Ullrich, Volker (2014, 10. 07). Stets mit offenem Visier. Hans-Ulrich Wehler, der wohl wirkungsmächtigste Historiker der Bundesrepublik, war ein Aufklärer im Geiste Lessings, *DIE ZEIT*, Nr. 29, 14.
- Wehler, Hans-Ulrich (1988). *Aus der Geschichte lernen? Essays*. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (2000). *Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert*. München: Beck.
- Wietschorke, Jens (2013). *Arbeiterfreunde. Soziale Mission im dunklen Berlin 1911-1933*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Wischermann, Clemens (1986). Wohnungsmarkt, Wohnungsversorgung und Wohnmobilität in deutschen Großstädten 1870-1913. In Hans-Jürgen Teuteberg (Ed.), *Stadtwachstum, Industrialisierung, Sozialer Wandel. Beiträge zur Erforschung der Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert* (pp. 101-133). Berlin: Duncker und Humblot.
- von Saldern, Adelheid (1995). *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*. Bonn: Dietz.
- Zimmermann, Clemens (2000). *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Niklas Petersen

Erschöpfte Selbstunternehmer/innen

Zum Verhältnis von Subjektivität und Erschöpfung im Postfordismus

Zum Autor

Niklas Petersen (geb. 1988) hat in Göttingen von 2009 bis 2013 Soziologie (Bachelor) studiert und absolviert derzeit den Master „Sozialer Wandel und soziologische Zeitdiagnose“ an der Universität Jena. Zu seinen Interessengebieten zählen Arbeitssoziologie, Medizinsoziologie, Theorien der Subjektivierung, Kritische Theorie und Methoden rekonstruktiver Sozialforschung.

Kontakt: niklas.petersen@uni-jena.de

Abstract

In zahlreichen zeitdiagnostischen Beiträgen wird die Zunahme von Burnout und anderen Erschöpfungserscheinungen als Folge der gegenwärtigen Arbeits- und Lebensbedingungen diskutiert. Es scheint jedoch ein Defizit vieler Ansätze zu sein, dass sie Widersprüche zwischen unterschiedlichen Dimensionen von Subjektivität als Ursache für das individuelle Leiden nicht systematisch in den Blick nehmen können.

Ausgehend von dieser Überlegung wird in diesem Aufsatz argumentiert, dass es sich als produktiv für die soziologische Untersuchung von widersprüchlichen Subjektivierungsweisen und Erschöpfung im Postfordismus erweisen kann, die Realität menschlicher Subjektivität zu begreifen als eine Figuration aus *gesellschaftlichem Sollen*, *subjektivem Wollen* und *individuellem Können*. Burnout und psychisches Leid könnten dann als Symptom dafür verstanden werden, dass gesellschaftliche Anforderungen, subjektive Ansprüche und reale Handlungsmöglichkeiten nicht annähernd zu versöhnen sind.

1 Einleitung

Mit dem kapitalistischen Strukturwandel und dem Übergang vom Fordismus zum Postfordismus (vgl. Hirsch & Roth, 1986) haben sich die Anforderungen an die Individuen sowie die hegemonialen Vorstellungen gelungener Subjektivität verändert: Aus alten Hierarchien entlassen und mit neuen Freiheiten ausgestattet, sollen die Arbeitenden zu Selbstmanager/innen werden und müssen ihr Arbeitsleben im Sinne ökonomischer Erfordernisse rationalisieren. Die Imperative zur Selbstbeherrschung und -verbesserung beschränken sich dabei nicht im engeren Sinne auf die berufliche Tätigkeit; vielmehr sollen auch Familie und Partnerschaft optimiert, das Gefühlsleben rationalisiert, die kognitiven Fähigkeiten gesteigert und die eigene Gesundheit und Leistungsfähigkeit bis ins hohe Alter erhalten werden.

Doch wenngleich sich das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling, 2007) als Bild gelungener Subjektivität durchgesetzt zu haben scheint und Selbstökonomisierung, Selbstrationalisierung und Selbstkontrolle (vgl. Pongratz & Voß, 2003) zu institutionalisierten Anforderungen geworden sind, gelingt es nicht allen Individuen, das eigene Selbst entsprechend der kulturellen Leitbilder und ökonomischen Erfordernisse zu modellieren: Die Zunahme von psychischen Erkrankungen (siehe beispielsweise DAK, 2014, pp. 19–21) könnte als Zeichen dafür begriffen werden, dass Individuen daran scheitern, sich im Sinne der Anrufungen als Alters-, Gesundheits-, Familien- oder Arbeitskraftunternehmer/in zu formen. Nicht alle Fähigkeiten, Sehnsüchte und Bedürfnisse lassen sich in verwertbare Kompetenzen, marktkompatible Wünsche und konforme Ansprüche überführen. Die Rede von ‚Burnout‘¹ ermöglicht es dabei, individuelles Leid medizinisch zu erklären und gleichzeitig mit gesellschaftlichen Veränderungen in Zusammenhang zu setzen.

¹ Nach gängiger Definition wird unter dem von Herbert Freudenberger (1974) eingeführten Begriff ‚Burnout‘ das Zusammenfallen von „emotionaler Erschöpfung“, „eingeschränkte[r] Leistungsfähigkeit“ und einer „zynischen, distanzierten und negativen Grundhaltung zu Menschen, gegenüber denen man im Beruf Verantwortung übernommen hat“ (Kury, 2013, p. 118), verstanden. Als medizinische Diagnose ist Burnout jedoch umstritten; eine Abgrenzung zur Depression ist nicht ohne weiteres möglich (vgl. Haubl, 2013, pp. 165–167). Da es an dieser Stelle jedoch nicht um die medizinische Bedeutung der einzelnen Krankheiten geht, werden im Folgenden, wie von Stefanie Graefe (2010a, p. 50) vorgeschlagen, die unterschiedlichen psychischen Krankheitsbilder unter dem Begriff ‚(arbeitsbedingte) Erschöpfung‘ zusammengefasst.

In zahlreichen zeitdiagnostischen Beiträgen wird das Phänomen Erschöpfung als Folge der gegenwärtigen Arbeits- und Lebensbedingungen diskutiert. Sighard Neckel und Greta Wagner (2014) beschreiben Burnout als ein Leiden an einer von Wettbewerbsdynamiken und Wachstumszwängen geprägten Gesellschaft. G. Günther Voß und Cornelia Weiss (2013) diskutieren Burnout und Depression als typische Erkrankungen der ‚Arbeitskraftunternehmer‘ im entgrenzten und subjektivierten Kapitalismus. Elin Thunman (2013) setzt die Zunahme von Burnout in Anschluss an Axel Honneth (2002) in Zusammenhang mit dem Imperativ der Selbstverwirklichung. Hartmut Rosa (2012a, p. 419) schlägt vor, Burnout nicht schlicht mit zunehmender Arbeitsbelastung in Zusammenhang zu setzen, sondern als Ausdruck von Entfremdung und fehlenden Resonanzbeziehungen in Folge spätmoderner Beschleunigungsdynamiken zu begreifen. Stefanie Graefe (2010b, pp. 247–249) fragt, ob Erschöpfung als „Grenzereignis“ nicht nur den „reibunglosen Ablauf des Verwertungsprozesses“ stört, sondern auch das Potenzial der (politischen) „Widersetzung“ in sich bergen könnte.

In diesem Aufsatz soll nun argumentiert werden, dass es sich als produktiv für die soziologische Untersuchung des Phänomens Erschöpfung sowie die Analyse von widersprüchlichen Subjektivierungsweisen erweisen könnte, analytisch zwischen *gesellschaftlichem Sollen*, *subjektivem Wollen* und *individuellem Können* als drei Dimensionen menschlicher Subjektivität zu unterscheiden. Dieser Vorschlag ermöglicht es, die zu beobachtenden Erschöpfungserscheinungen nicht (nur) mit zunehmenden Anforderungen in der Arbeitswelt oder sich verändernder kultureller Erwartungen in Zusammenhang zu setzen, sondern vielmehr die Ungleichzeitigkeiten und Spannungen zwischen unterschiedlichen Momenten von Subjektivität als Ursache für Erschöpfung und individuelles Leid in den Blick zu nehmen.

2 Subjektivität und Erschöpfung im Spiegel aktueller Zeitdiagnosen

Auch wenn die kapitalistische Verwertungslogik als zentrales Konstituens der Gesellschaft identisch geblieben ist, haben sich die kapitalistische Produktionsweise und die dazugehörigen kompatiblen Subjekttypen in den letzten Jahrzehnten dra-

matisch gewandelt. Zeitdiagnostisch werden Burnout und Depression als Sozialpathologien der Gegenwart in Zusammenhang mit den postfordistischen Arbeitsverhältnissen bzw. zeitgenössischen Subjektivierungsregimes gesetzt:

Hans J. Pongratz und G. Günter Voß (2003) beschreiben aus arbeitssoziologischer Perspektive, wie sich in Folge von verschärfter Weltmarktkonkurrenz und zunehmendem Druck, die Arbeitsproduktivität weiter zu steigern, neue ‚Formen der betrieblichen Nutzung von Arbeitskraft‘ entwickeln. Als Idealtyp konstruieren sie den ‚verbetrieblichten Arbeitskraftunternehmer‘, der auf Erfordernisse der postfordistischen Arbeitswelt mit zunehmender ‚Selbst-Ökonomisierung‘, ‚Selbst-Rationalisierung‘ und ‚Selbst-Kontrolle‘ reagiert (ebd., pp. 24–27). Die Selbstunternehmer/innen steuern, überwachen und planen ihre Arbeit selbst; der objektive Zwang, die Verwertung der eigenen Arbeitskraft immer weiter zu treiben, erscheint ihnen als eigener Wunsch.²

Aus arbeitssoziologischer Sicht erscheint Erschöpfung nun als ein Problem der Überlastung der kolonialisierten ‚Arbeitskraftunternehmer‘: Die Selbstunternehmer/innen sind in den postfordistischen Arbeitsverhältnissen neuen Belastungen ausgesetzt, begreifen steigende Anforderungen nicht als Zumutung, sondern als Chance zur Selbstverwirklichung, erklären Scheitern mit eigener Schwäche und neigen deswegen dazu, die (Selbst-)Optimierung bis zur Erschöpfung voranzutreiben (vgl. Voß & Weiss, 2013). Um den (internalisierten) Erfordernissen zu entsprechen, müssen die ‚Arbeitskraftunternehmer‘ die Inwertsetzung der subjektiven Potenziale derart weit treiben, dass die eigene Reproduktionsfähigkeit gefährdet wird (vgl. zu dieser Diagnose auch Jürgens, 2010).

Während aus arbeitssoziologischer Sicht beschrieben wird, wie die Lohnarbeiter/innen auf die neuen Anforderungen der postfordistischen Arbeitswelt reagieren und welche Leiden die neuen Arbeitsarrangements nach sich ziehen, nimmt Ulrich Bröckling (2007) aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive in den Blick, wie sich im Neoliberalismus neue Regierungs- und Subjektivierungsprogramme

² Pongratz und Voß (2003, p. 28) beanspruchen nicht, mit dem Idealtyp des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ die Wirklichkeit realistisch abzubilden, vielmehr ist diese Konstruktion als ‚analytisch pointiertes Modell‘ zu verstehen, das eine Tendenz innerhalb der postfordistischen Arbeitswelt der Gegenwart beschreibt. Sie können jedoch in empirischen Analysen zeigen, dass sich der Idealtyp des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ – branchenabhängig mehr oder weniger gebrochen – durchaus in der Arbeitswirklichkeit wiederfinden lässt.

etablieren und zeichnet nach, wie aus alten Hierarchien entlassene Subjekte dazu getrieben werden, ihr Leben im Modus der Selbstführung unternehmerisch zu gestalten, nach ständiger Selbstverbesserung zu streben und sich mit der eigenen Kreativität in der projektförmig organisierten Arbeitswelt einzubringen.

Erschöpfung erscheint aus diesem gouvernementalitätstheoretischen Blickwinkel als eine Folge von paradoxen Anrufungen: Die Subjekte sollen ‚sie selbst‘ sein, und gleichzeitig den Markterfordernissen entsprechen. Authentische Gefühle sollen hergestellt werden; es gilt, Spontaneität und Kreativität immer weiter zu steigern. „Weil die Anforderungen keine Schranken kennen, bleiben die Einzelnen stets hinter ihnen zurück – und hetzen trotzdem immer weiter. Die Tretmühle wird zum Teufelskreis.“ (Bröckling, 2013, p. 191) Burnout lässt sich als Symptom dafür deuten, dass die Subjekte den (unerfüllbaren) Anforderungen auf Dauer nicht entsprechen können und an den paradoxen Doppelanrufungen zerbrechen. Erschöpfungserscheinungen erscheinen als (notwendige) Konsequenz neoliberaler Subjektivierungsregimes. „Das unternehmerische Selbst *ist* ein ‚erschöpftes Selbst‘.“ (Bröckling, 2007, p. 289, Herv. N.P.)³

Die gouvernementalitätstheoretische und die arbeitssoziologische Perspektive bieten wichtige Einblicke in das Verhältnis von postfordistischem/neoliberalem Kapitalismus, zeitgenössischen Subjekttypen und Erschöpfung. Dabei wird das Phänomen Erschöpfung aus arbeitssoziologischer Sicht als Folge der Subjektivierung, Flexibilisierung und Entgrenzung der Arbeit beschrieben und lässt sich aus gouvernementalitätstheoretischem Blickwinkel als Resultat von selbstwidersprüchlichen und unabschließbaren Anforderungen begreifen. Es ist jedoch ein Defizit dieser Zeitdiagnosen, dass sie sich aufgrund ihrer sozialtheoretischen Anlage auf bestimmte Dimensionen von Subjektivität beschränken müssen, also Subjektivität auf der Ebene der diskursiven Subjektivierungsformen untersuchen bzw. die Subjektwerdung des Einzelnen in erster Linie in Abhängigkeit von den ökonomischen Verhältnissen denken:

3 An diese Konzeptualisierung des Phänomens Erschöpfung ist Alain Ehrenbergs (1998/2008) individualisierungstheoretische Diagnose des ‚erschöpften Selbst‘ anschlussfähig. Denn auch Ehrenberg betrachtet Erschöpfung – bzw. genauer: er spricht von Depression – als Folge eines Wandels von diskursiven Leitbildern. Nicht die Verfasstheit der empirischen Subjekte wird untersucht; vielmehr sind die „Konzeptionen, die Reflexionsweisen und die Krankheitsmodelle der Psychiatrie“ (ebd., p. 27) Gegenstand seiner (Diskurs-)Analyse.

So beschreibt Bröckling mit dem ‚unternehmerischen Selbst‘ ein ‚Subjektivierungsregime‘, d.h. er nähert sich der Subjektivität im Neoliberalismus auf der Ebene des Sein-Sollens und rekonstruiert eine „Strömung, welche die Menschen in eine Richtung zieht“ (ebd., p. 11). Wie Bröckling selbst anmerkt, übersetzen sich Programme „niemals bruchlos in individuelles Verhalten“ (ebd., p. 40). Aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive kann also nicht untersucht werden, wie die Subjekte tatsächlich denken, fühlen und handeln. Aus dem Blick gerät deswegen, dass subjektive Bedürfnisse und Wertorientierungen durchaus in Widerspruch zu neoliberalen Leitbildern gelungener Subjektivität stehen können; zudem bleibt unterbelichtet, dass das Bild des ‚unternehmerischen Selbst‘ in Konflikt geraten kann „mit Lebenssituationen, die sich dadurch auszeichnen, dass den jeweiligen Subjekten die materiellen und kulturellen Voraussetzungen rational-kalkulierenden Handelns sukzessive entzogen werden“ (Dörre, Holst & Matuschek, 2013, p. 241). Letztlich wird die „Spannung zwischen Programmen und Praxen“ in Bröcklings Analysen getilgt (Alkemeyer & Villa, 2010, p. 324).⁴

Pongratz und Voß (2003, p. 40) heben in ihren Überlegungen durchaus hervor, dass die „Erwerbsorientierungen“ der Alltagshandelnden nicht als „passive Widerspiegelung“ von Anforderungen begriffen werden können. Die Unterscheidung zwischen „Arbeitskrafttypen“ und „Orientierungstypen“ (ebd., pp. 15–16) bietet dabei die Möglichkeit, Differenzen zwischen ökonomischen Anforderungen und subjektiven Ansprüchen in den Blick zu nehmen. Dennoch scheinen die psychischen Eigendynamiken und Wertvorstellungen der Subjekte in der These des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ nur eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Letztlich bleibt in den Zeitdiagnosen analytisch unterbelichtet, dass tradierte Wertvorstellungen, Bedürfnisstrukturen sowie eingeschliffene Wahrnehmungs-, Denk-

⁴ Genau genommen ist es gerade Bröcklings (2007) Anliegen, Machtausübung im Hinblick auf Subjektivierungsprozesse nicht als einseitig gerichteten Vorgang zu begreifen. Vielmehr möchte er einen hochgradig reflexiven Prozess beschreiben, bei dem das „sich subjektivierende Subjekt“ sich – im Sinne Kierkegaards – „realisiert als ‚Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält‘“ (ebd., p. 20). Jedoch scheint in seiner Analyse neoliberaler Regierungs- und Subjektivierungsformen gerade diese Doppelbewegung – und damit der Unterschied zwischen Fremd- und Selbstführung – zu verschwinden. Denn die Untersuchungen heben letztlich auf das Subjekt der Anrufung ab; das Subjekt als „Voraussetzung“ und „Urheber von Machtinterventionen“ (ebd., p. 21) scheint aus dem Blick zu geraten.

und Handlungsmuster kulturellen und gesellschaftlichen Wandel überdauern können und sich Subjekte nicht ohne weiteres entsprechend der jeweiligen Markterfordernisse und in Einklang mit zeitgenössischen Bildern gelungener Subjektivität formen lassen. Gerade das Phänomen Burnout könnte als Zeichen dafür begriffen werden, dass die „Unterstellung einer wechselseitigen Entsprechung von ökonomischer Anrufung und subjektiver Erfahrung“ zu kurz greift, da „diese Passgenauigkeit oft mühsam und langwierig antrainiert werden muss [...] [und] das Passendmachen keineswegs immer gelingt“ (Graefe, 2010b, p. 240).

3 Subjektivität zwischen gesellschaftlichen Anforderungen, Selbstansprüchen und realen Handlungsmöglichkeiten

Ausgehend von dieser Kritik soll im Folgenden argumentiert werden, dass es sich als produktiv für die Analyse widersprüchlicher Subjektivierungsweisen erweisen könnte, analytisch zwischen *gesellschaftlichem Sollen*, *subjektivem Wollen* und *individuellem Können* zu unterscheiden.

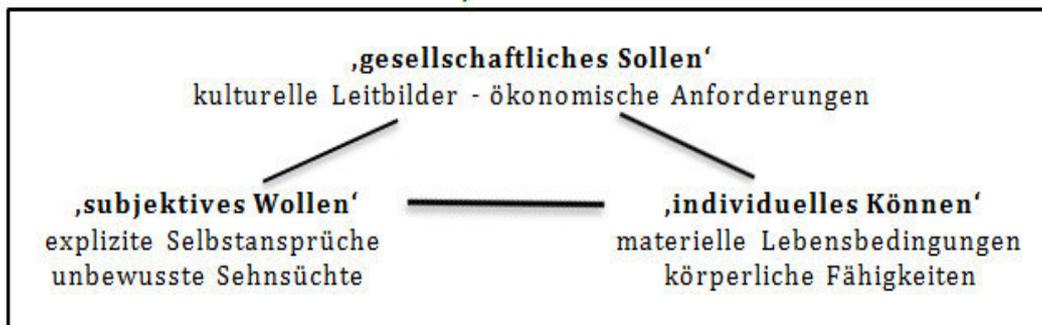
Auf der Ebene des *gesellschaftlichen Sollens* lassen sich zum einen *kulturelle Leitbilder* gelungener Subjektivität (wie sie von gouvernementalitäts- und kulturtheoretischen Ansätzen untersucht werden) und zum anderen *ökonomische und soziale Erfordernisse* (wie sie aus arbeitssoziologischer Sicht beschrieben werden) verorten. Das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling, 2007), das die Selbstoptimierung und Selbstaktivierung in den Dienst der Gemeinschaft stellt (vgl. Lessenich, 2008), kann als das in der Gegenwart hegemoniale Leitbild gelungener Subjektivität betrachtet werden. Wie sich mit der Etablierung des ‚flexibel-marktzentrierten Produktionsmodells‘ (Dörre, 2003) und dem damit verbundenen Umbau von Erwerbsarbeit, Sozialstaat und familiären Arrangements neue *ökonomische und soziale Anforderungen* entwickelt haben, wird in zahlreichen soziologischen Beiträgen diskutiert (vgl. zur Übersicht: Jürgens, 2010).

Die Ebene des *subjektiven Wollens* umfasst sowohl *explizite Selbstansprüche* als auch *unbewusstes Begehren* der einzelnen Subjekte. In diesem Sinne untersuchen arbeitssoziologische Studien das Gesellschaftsbild von Lohnarbeitenden (klassisch: Popitz et al., 1957; Kern & Schumann, 1970; aktuell: Dörre, Happ & Matuschek

2013). Sozialpsychologische Untersuchungen richteten den Blick auf psychische Strukturen der Subjekte und diagnostizierten eine weite Verbreitung autoritärer Charakterstrukturen (bspw. Adorno et al., 1950; Fromm, 1930/1980); gegenwärtig wird das Aufkommen eines ‚flexiblen Sozialcharakters‘ diskutiert (vgl. Eichler, 2009; Gruber, 2010).

Das *individuelle Können* kann sowohl als bedingt von *materiellen Lebensbedingungen* (die sich u.a. aus den ökonomischen Verhältnissen ergeben), als auch in Abhängigkeit von *körperlichen Dispositionen* gedacht werden. Auf der Ebene der materiellen Lebensbedingungen wird beispielsweise in arbeitssoziologischen Untersuchungen beschrieben, wie Prekarisierungstendenzen die Handlungsfähigkeit der Subjekte einschränken. Aus neophänomenologischer Perspektive wird die Bedeutung des ‚Leiblich-Affektiven‘ als wesentliches Moment von Subjektivität hervorgehoben und argumentiert, dass körperliche Dispositionen und leibliche Affekte nicht nur als Produkt gesellschaftlicher Wirklichkeit, sondern auch als die Gesellschaft konstituierende Kräfte zu begreifen sind (vgl. Gugutzer, 2006).⁵

Übersicht: Dimensionen von Subjektivität



Diese Überlegungen sollen nicht implizieren, dass gesellschaftliche Anforderungen, subjektive Ansprüche und individuelle Alltagspraxen als unabhängig voneinander zu denken wären. Es gilt, die aus gouvernementalitätstheoretischer Sicht hervorgehobene Wirkmächtigkeit von kulturellen Leitbildern sowie die in arbeitssoziologischen Studien herausgearbeitete Abhängigkeit individueller Subjektwerdung von ökonomischen Erfordernissen zu berücksichtigen. Gleichzeitig müssen

⁵ Die Rede von einer „spürbaren Widerständigkeit des eigenen Körpers“ als Ursache sozialen Wandels (Gugutzer, 2006, p. 20) birgt jedoch wiederum die Gefahr, Subjektivität als Substanz zu denken. Es stellt sich deswegen die Frage, wie Momente von Subjektivität als nicht-identisch mit gesellschaftlichen Subjektivierungsformen begriffen werden können, ohne die Vorstellung einer ‚natürlichen‘ Daseinsform des Menschen einführen zu müssen.

jedoch mögliche Spannungen zwischen den unterschiedlichen Dimensionen von Subjektivität in den Blick genommen werden. Es gilt der Tatsache Rechnung zu tragen, dass „Individuen einerseits sozial konstituiert sind *und* zugleich das Psychische einer Eigenlogik unterliegt“ (King, 2013, p. 224, Herv. i. O.).

Während in zahlreichen aktuellen soziologischen Zeitdiagnosen reflektiert wird, wie sich subjektive Ansprüche zu institutionalisierten Forderungen verkehrt haben (siehe beispielsweise Boltanski & Chiapello, 1999/2013; Honneth, 2002), scheint jedoch gegenwärtig weitaus seltener in den Blick genommen zu werden, wie kulturelle Imperative und ökonomische Zwänge psychisch verarbeitet und handlungsstrategisch umgesetzt werden (vgl. zu dieser Einschätzung: Bührmann, 2012, pp. 151–152).⁶

Zu prüfen wäre, ob es der nun vorgeschlagene analytische Rahmen ermöglicht, die Einsichten der unterschiedlichen Perspektiven zusammenzuführen und für die Analyse von Subjektivität im Postfordismus zu nutzen. Erschöpfung wäre dann möglicherweise weder (nur) als Folge der (Selbst-)Ausbeutung der Arbeitskräfte in flexibilisierten, dezentralisierten und subjektivierten Arbeitsverhältnissen, noch (ausschließlich) als Konsequenz der unternehmerischen Selbstführung zu begreifen, sondern stattdessen als Produkt des Spannungsverhältnisses zwischen gesellschaftlichen Anforderungen, Selbstansprüchen und realen Handlungsmöglichkeiten zu analysieren.

Dabei könnte sich beispielsweise der Konflikt zwischen *gesellschaftlichem Sollen* und *individuellem Können* aus der zunehmenden Prekarisierung von Arbeit ergeben. Denn mit dem Umbau des Sozialstaats und der Prekarisierung werden den Subjekten die materiellen und kulturellen Ressourcen genommen, „die zur Einlösung von Mobilitätsanforderungen zwingend notwendig wären“ (Dörre, 2009,

⁶ Das Verhältnis von gesellschaftlichen Anforderungen und individueller Verfasstheit wird gegenwärtig beispielsweise von Vera King et al. (2014) untersucht. Sie fragen, wie ökonomische Anforderungen und psychische Dispositionen in ‚Mustern der Lebensführung‘ vermittelt werden und analysieren, wie Beschleunigungsdynamiken (vgl. King, 2013) bzw. der Druck zur Selbstoptimierung (vgl. King et al., 2014) psychodynamisch verarbeitet werden.

Tina Denninger et al. (2014) stützen ihre Analysen zum Alter(n) in der Aktivgesellschaft nicht nur auf eine gouvernementalitätstheoretisch fundierte Dispositivanalyse, sondern greifen zudem auf qualitative Interviewauswertungen zurück. Dabei soll es die Verbindung von Dispositivforschung und Subjektivierungsanalyse ermöglichen zu analysieren, wie „Dispositive [von den Subjekten] verarbeitet, umgearbeitet, problematisiert und/oder ignoriert werden“ (ebd., p. 45).

p. 200). Burnout und Depression als typische Leiden der gegenwärtigen postfordistischen Gesellschaft können in diesem Sinne, wie Christoph Henning (2008, pp. 388–389) vorschlägt, als Ausdruck der „Nichtanpassung zwischen sozialen Möglichkeiten und diskursiven Anforderungen“ verstanden werden. Zudem könnten körperliche Dispositionen – trotz dramatisch fortschreitender Möglichkeiten medizinischen Enhancements – dem Optimierungsdruck Grenzen setzen. Zunehmende soziale Erwartungen bzw. ökonomische Anforderungen und begrenzte Möglichkeiten ihnen zu entsprechen, führen zu Überforderung und Erschöpfung. Auch die Differenz zwischen *subjektivem Wollen* und *individuellem Können* scheint sich im postfordistischen Kapitalismus nicht aufzulösen; im Gegenteil: Die Verringerung der tatsächlichen Handlungsspielräume im Zuge spätmoderner Beschleunigungsdynamiken (vgl. Rosa, 2012b) entzieht den Subjekten die Möglichkeit, eigene Wünsche zu realisieren. Subjektive Sehnsüchte und äußere Lebensbedingungen stehen einander entgegen.

Die Diskrepanz von *gesellschaftlichem Sollen* und *subjektivem Wollen* könnte sich beispielsweise darin zeigen, dass der Wunsch nach Selbstverwirklichung nicht in der verordneten beruflichen Selbstverwirklichung aufgeht.⁷ So zeigen empirische Studien, dass das Leitbild des ‚unternehmerischen Selbst‘ Arbeiter/innen und Angestellten äußerlich bleibt (vgl. Dörre, Holst & Matuschek, 2013, p. 242). Dem ökonomischen Zwang, sich ständig flexibel den Markterfordernissen anzupassen, steht der subjektive Wunsch nach Sicherheit und planbarem Leben entgegen. Möglicherweise leiden die Subjekte also – anders als Bröckling (2007, p. 290) meint – auch im Postfordismus an dem Konflikt zwischen *gesellschaftlichem Sollen* und *subjektivem Wollen*. Es könnte sich zeigen, dass Erschöpfung nicht als Folge eines schlichten ‚Zuviels‘ an Anforderungen zu beschreiben ist, sondern gerade als Resultat einer „Kluft zwischen den [...] unternehmerischen Anforderungen und [den] [...] eigenen, in diesen Anforderungen weder wiedergespiegelten noch überhaupt adressierten sozialen Ansprüchen“ (Graefe, 2010b, p. 237) gedacht werden könnte.

⁷ Vgl. Honneths (2002) Überlegungen zum Unterschied von ‚organisierter‘ und ‚freier‘ Selbstverwirklichung.

4 Fazit

Das Phänomen Erschöpfung lässt sich als Sozialpathologie der Gegenwart begreifen. Dabei können Burnout und andere psychische Erkrankungen aus gouvernementalitätstheoretischem Blickwinkel als Konsequenz neoliberaler Subjektivierungsregimes verstanden und aus arbeitssoziologischer Sicht als Resultat von Überlastung und Selbstüberforderung in den postfordistischen Arbeitsverhältnissen beschrieben werden. In diesem Aufsatz wurde herausgearbeitet, dass beide Perspektiven wichtige Einblicke in den Zusammenhang von postfordistischem/neoliberalem Kapitalismus, zeitgenössischen Subjekttypen und Erschöpfung bieten, jedoch die Spannungen zwischen unterschiedlichen Schichten von Subjektivität als Ursache individuellen Leidens nicht systematisch berücksichtigen können.

Ausgehend von dieser Überlegung wurde argumentiert, dass es sich als produktiv für die Analyse von Subjektivität und Erschöpfung im Postfordismus erweisen kann, die Wechselwirkungen und Spannungen zwischen *gesellschaftlichem Sollen*, *subjektivem Wollen* und *individuellem Können* in den Blick zu nehmen. Dieser Vorschlag kann der Tatsache Rechnung tragen, dass hegemoniale Bilder gelungener Subjektivität und ökonomische Anforderungen sich nicht nur aufgrund der begrenzten Handlungsmöglichkeiten der Einzelnen als uneinlösbar herausstellen können, sondern zudem in Konflikt geraten können mit subjektivem Begehren, also mit den Wünschen, Sehnsüchten und Träumen der Subjekte. Die Perspektive von gouvernementalitätstheoretischen Ansätzen wird hier insofern überschritten, als dass nicht nur rekonstruiert wird, wie Machtverhältnisse Subjektivitäten produzieren, sondern auch untersucht wird, wie individuelle Bedürfnisse und Sehnsüchte kulturellen Leitbildern entgegen stehen können. Gegenüber arbeitssoziologischen Ansätzen bietet dieser Vorschlag den Vorteil, psychische Eigendynamiken und körperliche Dispositionen der Subjekte wahrnehmen zu können.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wäre Erschöpfung weder schlicht als Folge der Ausbeutung der Arbeitskräfte in flexibilisierten, dezentralisierten und subjektivierten Arbeitsverhältnissen, noch ausschließlich als paradoxe Konsequenz der unternehmerischen Selbstführung zu verstehen, sondern stattdessen als Produkt

des Spannungsverhältnisses zwischen gesellschaftlichen Anrufungen und ökonomischen Erfordernissen, unbewusstem Begehren und expliziten Selbstansprüchen sowie den realen Handlungsmöglichkeiten zu begreifen.

Es wäre Aufgabe einer kritischen Soziologie – die fragt, was die Verwirklichung des ‚guten Lebens‘ strukturell verhindert – zu identifizieren, an welchen Punkten sich die Differenzen zwischen *gesellschaftlichem Sollen*, *subjektivem Wollen* und *individuellem Können* verfestigen und den Individuen die Möglichkeit entzogen wird, das eigene Handeln auch nur annähernd in Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Anforderungen oder eigenen Ansprüchen und Sehnsüchten zu gestalten. Dabei ist es jedoch nicht für sich als kritikwürdig anzusehen, dass Spannungen zwischen diesen unterschiedlichen Momenten von Subjektivität bestehen. Diese sind vielmehr als unvermeidbar zu begreifen; ohne die Widersprüche wären Handlungsfähigkeit und sozialer Wandel nicht denkbar (vgl. Rosa, 2012b, p. 120).⁸ Die Diskrepanzen zwischen gesellschaftlichen Anforderungen, Selbstansprüchen und realer Alltagspraxis wären jedoch dann als kritikwürdig anzusehen, wenn die Subjekte darunter leiden, dass die Widersprüche strukturell verfestigt und nicht einmal partiell überbrückbar sind (vgl. ebd., pp. 120–121). Das aus den nicht versöhnbaren Differenzen resultierende menschliche Leid wäre als Ausgangspunkt für eine zeitgenössische Gesellschaftskritik zu begreifen.

Literatur

Adorno, T. W. et al. (1950). *The Authoritarian Personality. Studies in Prejudice*. New York: Harper.

Alkemeyer, T. & Villa, P.-I. (2010). Somatischer Eigensinn? Kritische Anmerkungen zur Diskurs- und Gouvernamentalitätsforschung aus subjektivitationstheoretischer und praxeologischer Perspektive. In J. Angermüller & S. van Dyk (Eds), *Diskursanalyse meets Gouvernamentalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen* (pp. 315–336). Frankfurt am Main: Campus.

Boltanski, L. & Chiapello, È. (1999/2013). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

⁸ Die absolute Identität von ‚gesellschaftlichem Sollen‘, ‚subjektivem Wollen‘ und ‚individuellen Handlungsmöglichkeiten‘ zu fordern, hieße nach der totalen Vergesellschaftung von Subjektivität zu rufen.

- Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2013). Der Mensch als Akku, die Welt als Hamsterrad. Konturen einer Zeitkrankheit. In S. Neckel & G. Wagner (Eds.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (pp. 179-200). Berlin: Suhrkamp.
- Bührmann, A. (2012). Das unternehmerische Selbst. Subjektivierungsform oder Subjektivierungsweise? In R. Keller, W. Schneider, & W. Viehöver (Eds.), *Diskurs - Macht - Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung* (pp. 145-164). Wiesbaden: Springer VS.
- DAK. (2014). *Gesundheitsreport 2014. Die Rushhour des Lebens. Gesundheit im Spannungsfeld von Job, Karriere und Familie*. Retrieved from http://www.dak.de/dak/download/Vollstaendiger_bundesweiter_Gesundheitsreport_2014-1374196.pdf
- Denninger, T., Lessenich, S., van Dyk, S. & Richter, A. (2014). *Leben im Ruhezustand: Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Dörre, K. (2003). Das flexibel-marktzentrierte Produktionsmodell : Gravitationszentrum eines ‚neuen Kapitalismus‘? In K. Dörre & B. Röttger (Eds.), *Das neue Marktregime. Konturen eines nachfordistischen Produktionsmodells* (pp. 7-34). Hamburg: VSA.
- Dörre, K. (2009). Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In K. Dörre, S. Lessenich, & H. Rosa, *Soziologie - Kapitalismus - Kritik. Eine Debatte* (pp. 21-86). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dörre, K., Happ, A. & Matuschek, I. (Eds.). (2013). *Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen: Soziologische Untersuchungen in ost- und westdeutschen Industriebetrieben*. Hamburg: VSA.
- Dörre, K., Holst, H. & Matuschek, I. (2013). Zwischen Firmenbewusstsein und Wachstumskritik. In K. Dörre, A. Happ, & I. Matuschek (Eds.), *Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen. Soziologische Untersuchungen in ost- und westdeutschen Industriebetrieben* (pp. 198-261). Hamburg: VSA.
- Ehrenberg, A. (1998/2008). *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eichler, L. (2009). Dialektik der flexiblen Subjektivität: Beitrag zur Sozialcharakterologie des Postfordismus. In S. Müller (Ed.), *Probleme der Dialektik heute* (pp. 85-112). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Freudenberger, Herbert (1974): Staff Burn-Out. *Journal of Social Issues*, 30 (1), 159-165.
- Fromm, E. (1936/1980). *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches: Eine sozialpsychologische Untersuchung*. Stuttgart: DVA.
- Graefe, S. (2010a). ‚Selber auch total überfordert‘. Arbeitsbedingte Erschöpfung als performativer Sprechakt. In A. Demirović, C. Kaindl & A. Krovoza (Eds.), *Das Subjekt. Zwischen Krise und Emanzipation* (pp. 49–64). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Graefe, S. (2010b). An den Grenzen der Verwertbarkeit. Erschöpfung im flexiblen Kapitalismus. In K. Becker, L. Gertenbach, H. Laux, & T. Reitz (Eds.), *Grenzverschiebungen des Kapitalismus. Umkämpfte Räume und Orte des Widerstands* (pp. 229–252). Frankfurt am Main: Campus.
- Gruber, J. (2010). Der flexible Sozialcharakter. In A. Demirović, C. Kaindl & A. Krovoza (Eds.), *Das Subjekt. Zwischen Krise und Emanzipation* (pp. 96–112). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Gugutzer, R. (2006). Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In R. Gugutzer (Ed.), *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (pp. 9–56). Bielefeld: transcript.
- Haubl, R. (2013). Burnout - Diskurs und Metaphorik. In S. Neckel & G. Wagner (Eds.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (pp. 165–178). Berlin: Suhrkamp.
- Henning, C. (2008). Vom Systemvertrauen zur Selbstverantwortung: Der Wandel kapitalistischer Gefühlskultur und seine seelischen Kosten. In L. Heidbrink & A. Hirsch (Eds.), *Verantwortung als marktwirtschaftliches Prinzip. Zum Verhältnis von Moral und Ökonomie* (pp. 373–394). Frankfurt am Main.
- Hirsch, J. & Roth, R. (1986). *Das neue Gesicht des Kapitalismus: Vom Fordismus zum Post-Fordismus*. Hamburg: VSA.
- Honneth, A. (2002). Organisierte Selbstverwirklichung. In A. Honneth (Ed.), *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. (pp. 141–158). Frankfurt am Main: Campus.
- Kern, H. & Schumann, M. (1970). *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Keupp, H. & Dill, H. (2010). *Erschöpfende Arbeit: Gesundheit und Prävention in der flexiblen Arbeitswelt*. Bielefeld: transcript.

- King, V. (2013). Die Macht der Dringlichkeit: Kultureller Wandel von Zeitgestaltungen und psychischen Verarbeitungsmustern. *Swiss Archives of Neurology and Psychiatry*, 164(7), 223–231.
- King, V et al. (2014). Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverantwortung zu eigen machen. *Jahrbuch für Pädagogik*, 29, 283–300.
- Kury, P. (2013). Von der Neurasthenie zum Burnout - eine kurze Geschichte von Belastung und Anpassung. In S. Neckel & G. Wagner (Eds.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (pp. 107–128). Berlin: Suhrkamp.
- Lessenich, S. (2008). *Die Neuerfindung des Sozialen: Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: Transcript.
- Neckel, S. & Wagner, G. (2014). Burnout. Soziales Leiden an Wachstum und Wettbewerb. *WSI-Mitteilungen*, (7/2014), 536–542.
- Pongratz, H. J. & Voß, G. G. (2003). *Arbeitskraftunternehmer: Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Berlin: Edition sigma.
- Popitz, H et al. (1957). *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters: Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen: J. C. B. Mohr
- Rosa, H (2012a): Arbeit und Entfremdung. In: K. Dörre, D. Sauer & V. Wittke (Eds.), *Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik* (pp. 410–420). Frankfurt am Main: Campus.
- Rosa, H. (2012b). *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung: Umriss einer neuen Gesellschaftskritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Thunmann, E. (2013). Burnout als sozialpathologisches Phänomen der Selbstverwirklichung. In S. Neckel & G. Wagner (Eds.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (pp. 58–85). Berlin: Suhrkamp.
- Voß, G. G. & Weiss, C. (2013). Burnout und Depression - Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer. In S. Neckel & G. Wagner (Eds.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (pp. 29–57). Berlin: Suhrkamp.

Lisa Gompper

Wie geht eigentlich Unterricht?

Eine Analyse von wichtigen Prozessen, die im Unterricht zur Selbstverständlichkeit geworden sind

Zur Autorin

Lisa Gompper hat an der TU Kaiserslautern ihr Bachelorstudium in Integrative Sozialwissenschaft mit dem Schwerpunkt Soziologie absolviert. Seit Oktober 2013 studiert sie an der Universität in Konstanz im Masterstudiengang Soziologie. Ihr Schwerpunkt ist die Kulturosoziologie, speziell das Gebiet der Migrations- und Integrationsforschung. Momentan schreibt sie ihre Masterarbeit zum Thema „Das Problem der Migration veranschaulicht im Blick auf die Stadtentwicklung in Mannheim-Jungbusch“.

Kontakt: lisa.gompper@uni-konstanz.de

Abstract

Im Schuljahr 2013/2014 gab es in Deutschland rund 11,1 Million Schülerinnen und Schüler und etwa 666.000 Lehrerinnen und Lehrer (vgl. dazu auch Statistisches Bundesamt). Da in Deutschland Schulpflicht herrscht, hat in der Regel jeder über sieben Jahre schon einmal eine Schule besucht, weswegen viele Schüler, auch ehemalige, glauben, einen guten Einblick in den Unterrichtsablauf zu haben. Oft finden sich im Unterricht jedoch Prozesse, welche sowohl für die Schüler, als auch für die Lehrer zur Selbstverständlichkeit geworden sind. In der folgenden Analyse erfolgt nach einem kurzen Einblick in den ethnomethodologischen und methodischen Hintergrund eine Untersuchung des Prozesses der Unterrichtseröffnung und -schließung, sowie verschiedener Reaktionen auf Störungen. Des Weiteren wird gezeigt, welche Auswirkung diese Aspekte auf einen erfolgreichen Unterricht haben.

1 Einleitung

Der wichtigste Teil innerhalb des Schulablaufs, sowohl für Schüler als auch Lehrer, ist der Unterricht, beginnend mit dem Eintreffen im Klassenraum und der Begrüßung, über den Beginn des Unterrichts, das Verteilen von Aufgaben, die Reaktion auf Störungen, bis hin zum Beenden des Unterrichts. Die Erwartungen der Schüler an die Lehrer sind, dass diese stets gut vorbereitet erscheinen, die Schulstunden souverän abhalten und ihnen während des Unterrichts erfolgreich Wissen übermitteln. Welche Prozesse jedoch für einen erfolgreichen, störfreien Unterricht wichtig sind, bleibt außer Acht. Wie wird der Unterricht erfolgreich begonnen, damit alle anwesenden Schüler konzentriert sind? Wie reagiert ein Lehrer am besten auf Störungen im Unterricht, ohne dabei die Aufmerksamkeit der Schüler zu verlieren? Welche Abläufe sind beim Beenden des Unterrichts wichtig? Die vorliegende Arbeit widmet sich diesen Prozessen und untersucht, wie ein reibungsloser Ablauf des Unterrichts gewährleistet werden kann.

Zuerst werden die Methode und der theoretische Hintergrund, in welchen diese Arbeit eingebettet ist, genauer betrachtet. Dabei wird vor allem auf die Ethnomethodologie und die Studies of Work eingegangen (Kapitel 2). Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Datenerhebung. Hier werden sowohl Feldein- als auch Feldausstieg, aber auch die Schule und die Klassenstufen, in denen die Untersuchungen stattgefunden haben, beschrieben (Kapitel 3). Im nächsten Kapitel folgt die Analyse. Speziell werden hier drei Aspekte, welche zu einem erfolgreichen Unterricht führen, betrachtet. Zunächst wird das Eintreffen der Lehrperson in den Klassenraum, die gegenseitige Begrüßung zwischen Schülern und Lehrer und der Beginn des Unterrichts untersucht (Kapitel 4.1). In einem nächsten Schritt wird sich mit der Reaktion der Lehrer auf etwaige Störungen im Unterricht befasst (Kapitel 4.2). Abgeschlossen wird der Analyseteil mit dem Beenden des Unterrichts. Genauer untersucht wird dies anhand von drei Schritten, welche charakteristisch für den Ausstieg aus einem Gespräch sind (Kapitel 4.3). In einem letzten Punkt werden die wichtigsten Aussagen dieser Arbeit nochmal zusammengefasst und ein Blick auf Forschungsmöglichkeiten gegeben, welche möglich wären, um dieses Feld noch genauer zu untersuchen (Kapitel 5).

2 Methode / Theoretischer Hintergrund

2.1 Ethnomethodologie

In den 1960er Jahren wurde der Begriff der Ethnomethodologie von dem Soziologen Harold Garfinkel geprägt. Entstanden ist diese Forschungsrichtung aus der „ethnoscience“, beziehungsweise „kognitiven Anthropologie“. Sie beschäftigt sich mit „der Ordnung der Dinge in den Köpfen der Leute“ (Bergmann, 1988, p. 13). Folglich versucht die Ethnomethodologie mithilfe spezieller Techniken das praktische, situative Alltagshandeln der Menschen genauer zu untersuchen. Garfinkel sieht die Ethnomethodologie als

die von den Mitgliedern einer Gesellschaft im Handlungsvollzug praktizierte Methodologie, über welche die von den Handelnden als vorgegeben erfahrene und selbstverständlich hingegenommene – gesellschaftliche Wirklichkeit und soziale Ordnung erst produziert werden. (Bergmann, 1988, p. 14)

Ethnomethodologie findet bei den Menschen vor Ort statt, befasst sich mit dem situativen Ablauf ihres Handelns. Erfasst werden die Daten bei den Untersuchungen audiovisuell. Durch Hören und Sprechen und durch Wahrnehmen und Agieren. Das Ziel der Ethnomethodologie ist es,

die formalen Prinzipien und Mechanismen zu bestimmen, mittels derer die Handelnden in ihrem Handeln die sinnhafte Strukturierung und Ordnung dessen, was um sie vorgeht und was sie in der sozialen Interaktion mit anderen selbst äußern und tun, zu erreichen suchen. (Bergmann, 2006, p. 3)

Die ethnomethodologische Forschung bietet einen guten Einblick in die Abläufe, welche von Mitgliedern einer Gesellschaft, einer Gruppe oder Gemeinschaft verwendet werden, um das zu tun, was auch immer sie tun. Darunter fallen sowohl hochspezialisierte Tätigkeiten, aber auch das alltägliche Verhalten.

2.2 Studies of Work

Die Studies of Work sind ein Teilgebiet der Ethnomethodologie. Sie

zeichnen sich aus durch das Bemühen, über die genaue Erfassung, Beschreibung und Analyse von realen Arbeitsvollzügen die situativen verkörperten Praktiken zu bestimmen, in denen sich die für diese Arbeit spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten materialisieren. (Bergmann, 2006, p. 2)

Besonders betrachtet werden bei den Studies of Work folglich Arbeitstätigkeiten in ihrer gegenständlichen, zeitlichen und sozialen Organisation. Hierbei handelt es

sich jedoch nicht um idealisierte, theoretische, sondern reale Arbeitsabläufe in ihrem materialen Detailreichtum. Übermittelt wird bei den Studies of Work ein Wissen, welches von den Akteuren innerhalb der Arbeitsprozesse als selbstverständlich betrachtet und angewandt wird und zu der erfolgreichen Ausübung der Arbeit führt. Genau dieses verkörperte Wissen gilt es für die Forscher der Studies of Work zu erfassen. Sie „zielen damit auf die empirische Analyse von Kompetenzsystemen ab, die für eine bestimmte Art von Arbeit charakteristisch sind und ihr ihre Identität verleihen“ (Bergmann, 2006, p. 2). Diese Arbeitsabläufe werden in der herkömmlichen Arbeits- und Berufssoziologie in der Regel meist ignoriert.

3 Datenerhebung

Die vorliegende Studie zum Thema „Wie geht eigentlich Unterricht? - Eine Analyse von wichtigen Prozessen, die im Unterricht zur Selbstverständlichkeit geworden sind“ ist an der Universität Konstanz im Rahmen des Masterprojektseminars „Soziologie der Arbeit und Berufe – Studies of Work“ entstanden. Da, wie bereits erwähnt, in Deutschland jeder in seiner Jugend zur Schule gehen muss, habe ich dieses Berufsfeld gewählt, um einen Einblick in den Schulalltag und besonders die Unterrichtsstunden aus einer für mich neuen Perspektive, nämlich der des Lehrers oder der Lehrerin, zu erhalten.

Diese Arbeit beruht auf Daten, welche im Juni 2014 in einem Gymnasium in Baden-Württemberg erhoben wurden. An diesem Gymnasium wurden zu dieser Zeit insgesamt 1123 Schülerinnen und Schüler unterrichtet, die in 8 Klassenstufen (Klasse 5-12) aufgeteilt waren. Jede Klassenstufe umfasste 5-6 Klassen. Es handelt sich somit um eine im Landesdurchschnitt¹ eher große Schule, in der 91 Lehrkräfte und 6 Referendare, 2 Sekretärinnen und ein Hausmeister beschäftigt waren. Die Studien befassen sich mit dem Ablauf von Unterrichtsstunden aus der Sicht des Lehrpersonals. Die Beobachtungen fanden in Klassenzimmern während des Unterrichts statt. Da ich einen breiten Überblick über die Aufgaben von Lehrerinnen und Lehrern erhalten wollte, legte ich mich nicht auf eine Klassenstufe oder ein Unterrichtsfach fest, sondern besuchte von der 5. Klasse bis zur Jahrgangsstufe 1 (früher:

¹Im Schuljahr 2013/14 betrug die durchschnittliche Schülerzahl an öffentlichen Gymnasien in Baden-Württemberg rund 750 Schüler pro Gymnasium. Quelle: Statistische Berichte Baden-Württemberg, Artikel Nr. 3231 13001 (16.12.2014).

11. Klasse) jede Stufe. Aus rechtlichen Gründen waren während meines Besuchs leider nur sehr wenige Tonaufnahmen möglich, weswegen die folgende Analyse ethnographieorientiert ist und sich hauptsächlich auf die während der Unterrichtsstunden angefertigten Beobachtungsprotokolle bezieht.

Der Feldeinstieg gelang durch eine Kontaktperson, welche im Vorfeld mit sechs Lehrerinnen und Lehrern eine eventuelle Zusammenarbeit mit mir abklärte. Nach der Zusage seitens des Lehrpersonals begann ich damit, einen geeigneten Stundenplan für die Unterrichtsbesuche zu erstellen. Ich besuchte die Schule zwei Wochen hintereinander, an jeweils zwei bis drei Tagen. Ein normaler Schultag begann mit der 1. Stunde um 7:30 Uhr und endete mit der 7. Stunde um 13:30 Uhr. Jede Schulstunde hatte eine Dauer von 45 Minuten, wobei die ersten beiden Stunden ohne Pause verbunden waren, sodass auf diese Weise Doppelstunden mit 90 Minuten am Stück stattfinden konnten. Charakteristisch war, dass die Schüler in diesen Doppelstunden immer dasselbe Unterrichtsfach und denselben Lehrer hintereinander hatten. Um den Unterrichtsfluss durch ein Gehen nicht zu stören, besuchte ich diese Doppelstunden dann meist auch am Stück und wechselte erst danach zu einer anderen Klasse. Es fiel sehr leicht, ohne große Ablenkung im Unterricht Notizen anzufertigen, da für die Schülerinnen und Schüler Gäste im Unterricht nichts Außergewöhnliches sind. Oft hospitieren Praktikanten oder Referendare im Unterricht. Ich nahm meinen Platz meist in einer der letzten Reihen ein, von wo aus ich einen guten Überblick über die gesamte Klasse hatte. Dies ermöglichte mir, sowohl dem Unterricht zu folgen als auch kleinere ‚Nebenschauplätze‘ zu verfolgen, in denen sich beispielsweise Schülerinnen und Schüler miteinander unterhielten oder sonstige Ablenkungen stattfanden. Der Ausstieg aus dem Feld fand in der zweiten Woche teilweise bereits nach der besuchten Schulstunde statt, da ich einigen Lehrern nur zu einer Klasse in den Unterricht folgte. Bei den anderen wurde nach der besuchten Schulstunde kurz der Termin für den nächsten Besuch abgesprochen und ob der Treffpunkt davor bereits im Lehrerzimmer oder erst am Klassenzimmer ist.

4 Analyse

Die Beobachtungen, welche ich während meines Besuchs in der Schule gemacht habe, begannen meistens mit einem Treffen mit der Lehrperson im Lehrerzimmer.

Dort stellte ich mich kurz vor und wir gingen gemeinsam in Richtung Klassenzimmer. Häufig bekam ich noch Instruktionen, ob ich mich vorstellen, oder wo ich mich hinsetzen soll. Viele Lehrer gaben auch Hinweise, auf was für eine Klasse ich treffen werde, ob sie lebhaft oder eher ruhig ist, welches die auffälligsten Schüler sind und wo diese sitzen. Der Ablauf der Unterrichtsstunden war dann meist gleich. Wir trafen in dem Klassenzimmer ein, die Lehrperson begrüßte die Klasse, ich stellte mich kurz vor, beziehungsweise wurde manchmal auch vorgestellt, setzte mich auf meinen Platz und der Unterricht begann.

Im Folgenden wird nun zuerst die Ankunft im Klassenraum und die gegenseitige Begrüßung zwischen Lehrer und Schüler genauer betrachtet. Weitere Punkte, die untersucht wurden, waren Störungen im Unterricht und die darauf folgenden Reaktionen von Lehrpersonal oder anderen Schülern. Der letzte Punkt der Analyse bezieht sich auf das Beenden des Unterrichts durch den Lehrer.

4.1 Eintreffen im Klassenraum, Begrüßung und Beginn des Unterrichts

4.1.1 Institutional Talk versus Alltagsgespräch

Wie bereits erwähnt, begannen die Beobachtungen bereits auf dem Weg vom Lehrerzimmer in die Klassen- und Fachräume. Zu beobachten war, dass die Lehrer, sobald sie in die Nähe der Klasse kamen, die Sprechweise änderten. Vom Alltagsgespräch mit mir zum *institutional talk* mit den Schülerinnen und Schülern. Am deutlichsten zeigte sich dies allein durch die Lautstärke, welche im Gespräch mit mir deutlich niedriger war als die beim ersten Aufeinandertreffen mit der Klasse. Sobald wir bei den Schülern ankamen, die sich immer vor den Zimmern auf dem Gang befanden, da die Räume nur durch einen Lehrerschlüssel zu öffnen sind, erhob sich die Stimme des Lehrers, er begrüßte sie kurz laut und deutlich und öffnete die Tür, um nach den Schülern auch den Raum zu betreten. Ein weiterer Unterschied war, dass die Lehrerinnen und Lehrer und ich uns immer geduzt haben, was sich in den Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler sofort änderte. Sowohl wurde ich von den Lehrern vor der Klasse mit Sie angesprochen als auch von den Schülern. Außerdem wurde die Lehrperson von den Schülerinnen und Schülern stets mit

Sie angesprochen. Hier wurden sofort das Rollenverhältnis und der teilweise sehr große Altersunterschied deutlich.

Heritage (1997, p. 163f.) hat drei Punkte aufgestellt, die charakteristisch für den *institutional talk* sind:

„1. Institutional interaction normally involves the participants in specific goal orientations which are tied to their institution relevant identities: doctor and patient, teacher and pupil, and so on“ (ebd.).

Im Fall dieser Studie handelt es sich bei den Teilnehmern, die eine gemeinsame Zielorientierung haben, um die Lehrpersonen und die Schüler und bei der Institution um die Schule, in welcher der Unterricht stattfindet. Unterrichtseinheiten werden unter anderem damit eröffnet, dass ein Lehrer zu einer bestimmten Zeit – in der Regel nach einem Gong – einen Raum betritt, in dem sich die Schüler aufhalten, die gemeinsam einen Kurs oder eine Klasse bilden, und der Lehrer diese begrüßt. Das gemeinsame Ziel in dieser Gruppierung ist das Abhalten des Unterrichts, in dem den Schülern etwas beigebracht werden soll.

„2. Institutional interaction involves special constraints on what will be treated as allowable contributions to the business at hand“ (ebd.).

Entscheidend ist hier die Rollenverteilung zwischen Klasse und Lehrperson. Der Lehrer agiert als Respektsperson und wird mit Sie angesprochen. Oft besteht auch ein großer Altersunterschied. Die Schüler in den von mir besuchten Klassen waren zum größten Teil noch minderjährig, weswegen sie sowohl vom Lehrer als auch von mir geduzt wurden. Nur in der Oberstufe waren vereinzelt bereits volljährige Schülerinnen und Schüler anwesend. Hier wurde die Klasse dann abhängig von der Lehrperson gesiezt oder geduzt. Aufgrund des in Baden-Württemberg herrschenden G8-Systems,² sind jedoch immer weniger Volljährige in den Klassen zu finden.

„3. Institutional talk is associated with inferential frameworks and procedures that are particular to specific institutional contexts“ (ebd.).

²2004 wurde das G8-System in Baden-Württemberg eingeführt, seit 2012 gibt es nur noch G8-Abchlüsse. In einem Modellversuch ab dem Schuljahr 2012/13 führten 44 Gymnasien wieder das G9-System ein.

In dem Kontext Schule und Unterricht war zu beobachten, dass im Rahmen des Unterrichts die Unterhaltungen zwischen Lehrer und Schüler anders waren als die vor oder nach dem Unterricht oder auf den Fluren in der Schule. Während des Unterrichts konnte man klar den *institutional talk* erkennen, wohingegen in anderen Situationen die Unterhaltungen eher Alltagsgesprächen glichen. Der Unterricht erhält so einen besonderen Stellenwert innerhalb der schulischen Gespräche. Schüler und Lehrer achten während der Schulstunden stets darauf, den *institutional talk* zu bewahren, während außerhalb des Unterrichts auch Alltags-, beziehungsweise Privatgespräche geführt werden.

4.1.2 Gesprächseröffnung

In der Gesprächseröffnung geht es darum, dass die Beteiligten gemeinsam ihren ‚Einstieg‘ in die Interaktion organisieren, eine neue Beziehung herstellen oder eine frühere wieder aufnehmen, ihre Aktivitäten koordinieren und den Typ der folgenden Interaktion sowie die Modalitäten dafür aushandeln (vgl. Schegloff, 1979, p. 25). Die ersten Momente eines Gesprächs sind für die folgende Interaktion entscheidend. Daher ist es wichtig, die Alltagsmethodologie, die die Teilnehmer beim Eröffnen von Gesprächen praktizieren, eingehender zu untersuchen. Die Dauer der Interaktion zwischen Schülern und Lehrer ist streng vorgegeben. Sie hat einen klar terminierten Beginn und ein absehbares, vorab festgelegtes Ende, was – durch Klingeln oder Gong – auch allen Beteiligten angezeigt wird. Im Gegenteil dazu beginnt eine Schulstunde nicht alleine durch das Ertönen der Schulklingel (vgl. Ayaß & Pitsch, 2008, p. 966). Vielmehr ist hier die individuelle Eröffnung durch den Lehrer entscheidend.

Schegloff hat fünf Punkte erarbeitet, welche charakteristisch für den Beginn eines Gespräches sind. Der erste Punkt ist die *Summons/Answer-Sequenz*. Hier wird der erste Kontakt zwischen den Gesprächspartnern aufgenommen und eine wechselseitige Verfügbarkeit hergestellt. In der Schule handelt es sich hierbei um das Ankommen des Lehrers am Klassenzimmer und das dadurch entstehende erste Aufeinandertreffen mit den Schülern. Oft wurden hier vorläufige Begrüßungen wie „Hallo Klasse“ geäußert, auf die die Schüler reagierten. Reaktionen waren einerseits das Zusammenräumen der Schulsachen, welche vor den Zimmern abgestellt wurden oder auch ein „Hallo!“ als Antwort. Diese Paarsequenzen bestehen demzufolge aus

einem *Summons*, oder *attention-getting device* und der Antwort beziehungsweise Reaktion der Angesprochenen.

Der zweite von Schegloff aufgestellte Punkt ist die *wechselseitige Identifikation*. Die Beobachtungen haben gezeigt, dass hier bereits der Blickkontakt genügt hat, denn anders als bei Telefongesprächen war es sowohl dem Lehrer als auch den Schülern sofort ersichtlich, wer das Gegenüber ist. Eine Identifikation ist folglich geschehen, sobald die Lehrperson in Sichtweite war. Einige Male kam es in meinen Beobachtungen auch vor, dass einzelne Schüler bereits etwas weiter entfernt vom Klassenzimmer auf den Lehrer warteten und ihn dann auf dem Weg zur Klasse begleiteten. In diesen Fällen entwickelte sich manchmal bereits hier ein kurzes Alltagsgespräch zwischen beiden Seiten, das jedoch unterbrochen beziehungsweise beendet wurde, sobald der Lehrer an der Klasse ankam. Hier begann dann Punkt 1 wie gewohnt.

Die *Begrüßung* ist der dritte Punkt in Schegloffs Auflistung. Auch sie wird als Paarsequenz realisiert. Durch die Beobachtungen wurde deutlich, dass die eigentliche Begrüßung zwischen Lehrer und Schülerinnen und Schülern erst im Klassenzimmer stattfand. Der Lehrer schloss den Raum auf und die Schüler betraten die Klasse und setzten sich auf ihre Plätze. Während die Schüler ihren Platz einnahmen, legten die Lehrer meist ihre Schultasche auf das Pult, holten Unterrichtsmaterialien heraus und ließen dann demonstrativ ihren Blick über die ganze Klasse schweifen. Daraufhin begannen sie mit der Eröffnung des Unterrichts, indem sie sich vor die Schüler stellten, ihr Wort erhoben und eine Begrüßung wie *guten MORgen zusammen* (Beispiel 1, Z. 1) an diese richteten. Diese Aussage stellt den ersten Teil der Paarsequenz dar, dem der zweite Teil, der Gegengruß, zu folgen hat. Das Erheben der Stimme und die dadurch ansteigende Lautstärke machte die Begrüßung für alle im Raum Anwesenden deutlich hörbar. Sie übertönte auch die zu dem Beginn einer Schulstunde meist herrschende erhebliche Geräuschkulisse im Klassenraum und machte so auch die Schüler auf die Anwesenheit des Lehrers aufmerksam, die sich gerade anderen Tätigkeiten widmeten (vgl. Ayaß & Pitsch, 2008, p. 967). Die Klasse reagierte auf die Begrüßung des Lehrers immer im Chor, indem sie beispielsweise mit *(im Chor) guten ↑MORgen herr XX antworteten*.

Beispiel 1 (Mathe - Klasse 8 - Geometrie)

- 1 L: guten MOrgen zusammen
2 S+S: (im Chor) guten ↑MOrgen herr X

Oft standen die Schüler dabei auch auf, was jedoch von Lehrer zu Lehrer variierte. Dieser Ablauf der Begrüßung wirkt wie ein Ritual, da, egal ob Unter-, Mittel-, oder Oberstufe, die Begrüßungen immer gleich abliefen und nur durch kleine Unterschiede variierten (z.B. Aufstehen). In Alltagsgesprächen gilt laut Schegloff (1968, p. 1076) die Regel „one party at a time“, doch in dieser schulischen Interaktion ist es gewöhnlich so, dass die Schüler gemeinsam, also im Chor auf die Begrüßung des Lehrers antworten. Dies hat unter anderem die Bedeutung, dass die Schüler in der Klasse nicht mehr als Einzelpersonen, sondern als Kollektiv angesprochen sind. Durch die gemeinsame Antwort signalisieren sie so sich selbst und dem Lehrer, dass sie sich als Kollektiv, also als Klassengemeinschaft verstehen und nicht eine zufällige Ansammlung von Personen sind, die sich zufällig zur selben Zeit in einem Raum aufhalten (vgl. Ayas & Pitsch, 2008, p. 966).

Wie Schegloff verdeutlicht, tritt der nächste Punkt, die *Wie-geht's-Sequenz*, in Gesprächseröffnungen sehr häufig, aber nicht immer auf. Im Beispiel der Unterrichtseröffnung wird sie nicht realisiert. Normalerweise besteht sie aus zwei Paarsequenzen. Der eine Part fragt nach dem Befinden des anderen, dieser antwortet darauf und gibt die Frage zurück. Darauf folgt dann wiederum eine Antwort, diesmal vom ersten Part, der die Paarsequenz eröffnet hat. In der Klasse fällt diese Sequenz weg. Es wird mit dem nächsten Punkt, der Einführung in das erste Thema der Schulstunde, weitergemacht. Grund hierfür ist, dass es sich im Falle des Unterrichts und den darin enthaltenen Konversationen nicht um Alltagsgespräche handelt, bei denen oft nach dem Befinden der einzelnen Teilnehmer gefragt wird. Vielmehr handelt es sich hierbei um einen *institutional talk*, welcher auf einer nicht sonderlich persönlichen Ebene vollzogen wird. Oft sehen sich Lehrer und Schüler nur einmal in der Woche, was dazu führen kann, dass keine allzu große persönliche Verbindung entsteht. Ein anderer Grund, der mir in meinen Beobachtungen ersichtlich wurde ist, dass eine 45-minütige Schulstunde nicht viel Platz für Themen, die

nicht mit dem Unterricht und dem zu behandelnden Stoff vereinbar sind, bietet. Oft kam es vor, dass Lehrerinnen oder Lehrer, wenn das Thema abschweifte, die Klasse wieder zurechtwies und auf die fehlende Zeit in der Stunde hinwies.

Der letzte Punkt in Schegloffs Auflistung und auch einer der wichtigsten Punkte, wenn es um den Anfang einer Unterrichtsstunde geht, ist die *Einführung des ersten Themas*. Der Grund, weswegen sich sowohl Lehrer als auch Schüler im Klassenraum versammelt haben, ist offensichtlich: das Abhalten des Unterrichts durch den Lehrer und das daraus folgende Erlernen von Wissen durch die Schülerinnen und Schüler. Ein Grund für das Aufeinandertreffen muss zu Beginn der Schulstunde folglich nicht erneut erwähnt werden. Die präthematiscche Phase der Eröffnung fällt weg und wird nur mit dem thematischen Austausch beendet. Ab diesem Punkt beginnt für die Klasse der eigentliche Unterricht, die Übermittlung von Wissen (vgl. Schegloff, 1979, 1986).

4.2 Reaktion auf Störungen

Eine im Rahmen meiner Beobachtungen sehr häufig wiederkehrende Situation war das Auftreten von Störungen im Unterricht und die darauf folgenden Reaktionen und gegebenenfalls Reparaturen durch die Lehrpersonen.

Häufig reagierten Lehrer auf Störungen wie laute Gespräche zwischen Schülern oder sonstige Ablenkungen durch diese direkt aus dem Unterrichtszusammenhang heraus. Beispielsweise diktierte ein Lehrer einen Merksatz und reagierte unterbrochen durch nur eine sehr kurze Pause direkt auf den störenden Schüler, indem er ihn mit dem Namen ansprach.

Beispiel 2 (Biologie - Klasse 5 - Pflanzenkunde)

- 1 L: also nochmal (.) DIE kelchblätTER schützen die blütenknospe
2 (.) och jerry jetzt net du auch noch

Für Garfinkel wird „jede sprachliche und nicht-sprachliche Äußerung [...] in einem bestimmten Kontext realisiert“ (Bergmann, 1988, p. 34). Dies bedeutet beispielsweise, dass etwas an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt unter bestimmten Bedingungen von einer bestimmten Person produziert oder an eine bestimmte Person oder Personengruppe gerichtet ist. Dies lässt sich durch spezielle

Ausdrücke, beziehungsweise situationsabhängige Referenzmittel genauer erkennen. So werden beispielsweise Wörter wie „hier, dort, jetzt, dann, gestern, ich, du, wir, mein, dein, dies, jenes, der, die, das“ als Schlüsselwörter für die Indexikalität gesehen, da sie deutlich machen, dass der Vorgang in einem bestimmten Kontext geschieht. Sobald man diese Referenzmittel erkennt, ist man nach Garfinkel gezwungen, „auf den pragmatischen Kontext der Redesituation zurückzugreifen, um die Referenzobjekte lokalisieren, den Sinngehalt einer Äußerung feststellen oder den Wahrheitswert eines Satzes überprüfen zu können“ (Bergmann, 1988, p. 34). Auch im Unterricht werden solche indexikalen Ausdrücke sehr oft sichtbar. Besonders dann, wenn es um das Tadeln einzelner Schüler geht, um deutlich zu machen, um wen es sich speziell handelt:

Beispiel 3 (Biologie - Klasse 5 - Pflanzenkunde)

```
1  L:    isch des jetzt da hinten eine ansteckende krankheit o-
2        der was
3        (2.0)
4  S+S:  ((murmeln))
5  L:    also jetzt möchte ich net dass ihr nochmal da (.) hem-
6        den wechselt oder was weiß ich was ihr da hinten grad
7        treibt (-)
8  M2:   ihm ist nur heiß und er (unverständlich)
9  L:    max (3.0) also ich wiederhole nochmal kronenblä eh die
10       kelchblätter schützen die blütenknospe punkt (-)
11       schützen die blütenknospe habt ihrs
```

Zu diesem Zeitpunkt war der Lehrer gerade am Diktieren eines Textes und musste dies unterbrechen, da ein Junge in den hinteren Reihen aufgrund der Hitze erneut sein T-Shirt auszog. Es wird deutlich, dass in diesem kurzen Abschnitt bereits viele indexikale Ausdrücke verwendet werden. Beispielsweise verwendet er mehrmals den Ausdruck *da* (Z. 1, 5, 6), also „dort“, als er darauf aufmerksam machen möchte, auf welchen Schüler beziehungsweise welche Schülergruppe er sich bezieht. Durch das Wort *hinten* (Z. 6) wird der Ort, auf den er sich bezieht, nochmals verdeutlicht, sodass kein Zweifel bleibt, welcher Schüler gemeint ist. Da auch die anderen Schülerinnen und Schüler in der Klasse mit der Situation vertraut sind und sie ebenfalls Teilnehmer daran sind, wissen auch sie, wen der Lehrer hier anspricht. Man kann also sagen, dass deutlich wird, dass „menschliche Äußerungen insgesamt ihrem Wesen nach immer auf den Kontext ihrer Produktion bezogen sind“ (Bergmann,

1988, p. 35). Mit der Frage *isch des jetzt da hinten eine ansteckende krankheit oder was* (Z.1f.) wird beispielsweise deutlich, dass durch die Wörter „da hinten“ wie bereits erwähnt bestimmte Schüler angesprochen werden. Wüsste der Rest der Klasse nicht, was hier gemeint ist, so würde der Ausdruck „ansteckende Krankheit“ eine ganz andere Bedeutung einnehmen, als die des T-Shirt Ausziehens. Nur durch den gemeinsamen Kontext, in dem sich alle im Klassenraum anwesenden Personen befinden, wird die eigentliche Bedeutung klar und ist folglich nur über den Rekurs auf die kontextuellen Umstände des Gebrauchs des Ausdrucks zu verstehen. „Ansteckende Krankheit“ kann in einem anderen Kontext etwa wirklich eine gefährliche Krankheit bedeuten, in dem vorhandenen Kontext bedeutet sie jedoch nur das in kurzer Zeit nacheinander wieder auftretende Ausziehen eines T-Shirts. Die Kinder wussten folglich sofort, was der Lehrer damit meint. Interessant ist auch, dass der Lehrer diese Aktion auch nur deswegen als störend empfindet, da sie üblicherweise nicht in dem Kontext Schule und Unterricht stattfindet, sein Redefluss dadurch unterbrochen wird und eine lückenlose Übermittlung des Stoffes so nicht möglich ist.

Ein weiterer Punkt, der mir bei einigen Beobachtungen auffiel, war das humorvolle Tadeln. Häufig reagierten Lehrer auf Störungen mit humorvollen Kommentaren.

Beispiel 4 (Biologie - Klasse 5 - Pflanzenkunde)

```
1 L: hier mach ich gleich heut ein steak aus dir [0.6]
2 S+S: [lachen]
3 L: HAsts sowie einen oder mehrere stempel (.) gut punkt
4 neue zeile und jetzt können wir alle miteinander wieder
5 (.) maurice es geht weiter
```

Hier reagiert der Lehrer auf die Störung mit *hier mach ich gleich heut ein steak aus dir* (Z.1) und nimmt das Vorangegangene mit Humor. Nach einer 6-sekündigen Pause, indem die Schüler mit Lachen auf seine Aussage reagieren, fährt er jedoch wieder mit dem Diktat fort, um die Schüler wieder aus dieser kurzen Pause zu holen und sie auf den Text zu fokussieren. In Zeile 3 wird dies deutlich. Er fragt kurz nach ob ein Schüler den Merksatz in seinem Heft notiert hat (*HAsts* – Z.3) und diktiert daraufhin sofort weiter. Diese Art des Tadelns hatte einerseits die Auswirkungen, dass die Schüler weiterhin motiviert bei der Sache blieben. Andererseits führte es dazu, dass andere Schüler das Tadeln nicht ernst nahmen und

kurz danach den Unterricht erneut störten. Auf das erneute Stören reagierten die Lehrer dann meist nicht mehr so humorvoll, sondern eher durch das Erheben der Stimme und Androhen etwaiger Strafen. Diese zwei Varianten des Tadelns, die humorvolle und die strenge, werden häufig nacheinander eingesetzt. Oft beginnt das Tadeln auf eine humorvolle Art und Weise und wechselt erst dann, wenn keine andere Möglichkeit gesehen wird, die Schüler wieder zu beruhigen und ihre Konzentration wieder auf den Unterricht zu lenken, zu dem strengen Tadeln.

Des Weiteren wurde während der Untersuchungen eine weitere Beobachtung deutlich. Oft ging das Tadeln von der Lehrperson aus, wurde dann jedoch von der ganzen Klasse erwidert. Im folgenden Beispiel möchte der Lehrer erneut beginnen einen Text zu diktieren, als ein Schüler den Unterricht stört.

Beispiel 5 (Biologie - Klasse 5 - Pflanzenkunde)

```
1 L:      also nochmal (.) DIE kelchblätTER schützen die blüten-
2         knospe
3         (.) och jerry jetzt net du auch noch
4 S+S:   ((lachen)) jerry jerryyy jeremy boah man jerry (unver-
5         ständlich) schnauze fury (-)
```

Mit `also nochmal` (Z.1) setzt der Lehrer dazu an, im Diktat fortzufahren und beginnt dieses auch nach einer kurzen Pause. Besonders deutlich ist hier die Betonung des ersten Wortes im diktierten Satz. Dadurch versucht er die Aufmerksamkeit aller Schülerinnen und Schüler wieder auf den Unterricht zu lenken. Allerdings wird er bereits nach einem Satz wieder gestört und muss mit dem Diktieren abbrechen. Grund hierfür war ein weiterer Schüler, welcher jetzt den Unterricht störte. Der Lehrer spricht ihn direkt mit Namen an, um ihn auf sein Stören aufmerksam zu machen. Dieses Verhalten seitens der Lehrer, die Störenden direkt anzusprechen, war auch bei anderen Lehrern zu beobachten. Häufig reichte auch dieser kurze Moment bereits, die Aufmerksamkeit der Störenden zu erhalten und so für Ruhe zu sorgen. Genügte dies nicht, gingen die Lehrer zum Tadeln über. Im obigen Beispiel ist dies durch die Aussage `och jerry` (direktes Ansprechen des Störenden) `jetzt net du auch noch` (Z.3) zu erkennen. Durch `jetzt net du auch noch` macht der Lehrer deutlich, dass bereits davor Schüler den Unterricht gestört hatten und er

nun enttäuscht ist, dass ein weiterer Schüler erneut stört. Der Unterschied zu normalen Tadeln, nach welchem der Lehrer meist wieder mit dem Unterricht fortfährt, ist in Beispiel 5, dass die Schüler in dieser Situation in das Tadeln mit einsteigen, indem sie mehrfach den Namen des störenden Schülers rufen und ihn ins Lächerliche ziehen. In dieser Lage ist es nun Aufgabe des Lehrers, sowohl den störenden Schüler als auch die anderen wieder zurechtzuweisen. Das Phänomen, dass auch andere Schüler in das Tadeln mit einstiegen, hatte als Auswirkung, dass sich das Kollektiv der Klassengemeinschaft kurzzeitig auflöste und sich gegen einen einzelnen Schüler stellte. Häufig reagierte dieser sogar eingeschüchtert, verhielt sich ruhiger und störte den Unterricht nicht erneut.

4.3 Beenden des Unterrichts

Ebenso interessant wie die Eröffnung des Unterrichts zeigte sich auch das Beenden des Unterrichts in meinen Beobachtungen. Bei einer Unterhaltung bestehend aus zwei Gesprächspartnern müssen diese in der Lage sein, wenn das Gespräch erst einmal in Gang ist, gemeinsam und gleichzeitig zu einem Ende zu kommen (vgl. Gülich & Mondada, 2008, p. 82). Dieser Punkt ist dann erreicht, wenn einerseits keine neuen Themen mehr eingeführt werden und andererseits der Mechanismus des Sprecherwechsels außer Kraft gesetzt ist, ohne dass dies als einseitiges Schweigen oder Abbruch der Interaktion verstanden wird (vgl. Sacks & Schegloff, 1973, p. 294f.). In einer Unterrichtsstunde gibt es jedoch klassischerweise mehr als zwei Gesprächspartner. Die von mir besuchten Klassen zählten alle etwa 25-33 Schülerinnen und Schüler. Trotz dieser hohen Zahl an potenziellen Gesprächspartnern kann man jedoch von zwei sich gegenüberstehenden Parteien sprechen, die jeweils einen Teil der Unterhaltung ausmachen: auf der einen Seite die Schüler und auf der anderen der Lehrer oder die Lehrerin. Ein weiter grundlegender Unterschied zum Ablauf normaler Gespräche ist das Ertönen der Schulglocke, die ein deutliches Zeichen ist, dass die Schulstunde zu beenden ist. Vor allem für die Schüler scheint der Gong jedoch ein eindeutiges Signal zu sein, dass der Unterricht und die dabei geführten Gespräche genau ab diesem Zeitpunkt beendet sind. Sie reagierten mit dem Zusammenpacken ihrer Schulsachen und begannen laut durcheinander zu reden.

Oft musste der Lehrer dann seine Stimme erheben und der Klasse lautstark klarmachen, dass der Unterricht erst dann beendet ist, wenn er es sagt.

Gülich und Mondada (2008, p. 82f.) haben drei Schritte definiert, die charakteristisch für den Ausstieg aus einem Gespräch sind: die Vorbeendigung, das Gesprächsergebnis und der abschließende Austausch.

Während der *Vorbeendigung*,³ oder auch *possible pre-closing* (vgl. Sacks & Schegloff, 1973) genannt, fällt oft ein Diskurspartikel mit fallender Intonation. Besonders häufig aufgetreten sind während meiner Beobachtung die Wörter „so“ oder „okay“. Sie hatten in diesem Zusammenhang einen abschließenden Charakter, der einen klaren Schnitt zum kurz davor behandelten Thema darstellte und auch kein neues einführte. So wurde von Seiten des Lehrers beispielsweise die folgende Beendigungssequenz initiiert:

Beispiel 6 (Geographie - Klasse 8 - Globalisierung)

- 1 L: Aber eure eltern werden nicht gefragt was verdient ihr↑
2 Also eeh die eltern vom daniel die zahlen soo viel die
3 eltern von der lara die zahlen so↑ viel und da kuckt ma
4 nachm einkommen sondern ihr zahlt ALle direkt NIchts
5 unsre schulen unsre staatlichen schulen (-) kosten (-)
6 die familien (-) nichts
7 S: gott sei dank
[gemurmel]
8 L: so (0.2) eehm (0.3) nächste stunde (-) möchte ich mit
Euch
9 S: wollen sie das wirklich
10 L die AUFGaBE↑ (0.1) eins behandeln

In diesem Abschnitt wird ersichtlich, dass der Lehrer in Zeile 8 durch das *so* mit dem vorher behandelten Thema abschließt. Direkt darauf folgen zwei kurze Pausen, gefolgt von der Vorschau auf die nächste Stunde und die bis dahin zu bearbeitende Aufgabe. Da seitens der Schüler keine neue Themeneinführung zu erwarten ist, wird aus dem vorläufigen *pre-closing* ein tatsächliches *pre-closing*, da die Interaktion sich nun zunehmend auf die Gesprächsbeendigung ausrichtet. Durch die Reaktion der Schüler (notieren der Arbeitsanweisung) wird dies zudem bestärkt.

In einem zweiten Schritt wird das *Gesprächsergebnis* zusammengefasst. Am Ende des Unterrichts könnte dies so aussehen, dass der Lehrer noch einmal den in der

³Angenommen: die Lehrperson wurde nicht durch den Gong unterbrochen, sondern beendet den Unterricht selbst.

Stunde behandelten Stoff zusammenfasst. In meinen Beobachtungen ist dies auch tatsächlich häufig so geschehen. Auch war meistens eine gemeinsame Orientierung der Teilnehmer auf das Gesprächsende sichtbar, da die Schülerinnen und Schüler zu diesem Zeitpunkt meist aufmerksam lauschten und es nur wenige oder keine Störungen oder Unterbrechungen gab.

Der dritte und letzte Schritt besteht aus einem *abschließenden Austausch* (*terminal exchange*). Häufig tritt dies als Paarsequenz von Abschiedsformeln auf. Im Unterricht war es meistens der Lehrer, welcher diese Sequenz eingeleitet hat. Durch Ausdrücke wie „Auf Wiedersehen“, „Tschüs“ oder „Bis nächste Woche“ beendete er den aktuellen Kontakt zwischen ihm und den Schülern. Oft wurde dies dann noch begleitet durch Anweisungen zum Tafelputzen oder Stühle hochstellen. Die Schüler reagierten, meist im Chor (vgl. Begrüßung Kapitel 4.1), ebenfalls mit einem Abschiedsgruß und befolgten die Anweisungen, bevor sich beide Parteien trennten.

Beispiel 7 (Geographie - Klasse 8 - Globalisierung)

- 1 L: GUT↑ (-) ihr macht bitte sofern ihr am fester sitzt
2 diese zu (-)
3 S+S: [jaja]
4 L: [und stellt] alle stühle hoch und dann wünsch ich euch
5 ein schönes wochenende (0.2) tschüs
6 S+S: (im chor) tschüs frau XX

Das Anliegen der Lehrerin, dass die Fenster geschlossen und die Stühle auf die Tische gestellt werden, wurde erfüllt und sie beendet den Satz mit *und dann wünsch ich euch ein schönes wochenende (0.2) tschüs* (Z. 4f.). Daraufhin antworten die Schülerinnen und Schüler ebenfalls mit *tschüs frau XX* (Z. 6) und verlassen den Raum. Alle zuvor eröffneten Sequenzen sind beendet und es bestehen keine konditionellen Relevanzen, die eine nächste Aktivität strukturell erwartbar machen würden.

Eine interessante Beobachtung, die ich jedoch gemacht habe, ist, dass ausnahmslos nach jeder Schulstunde und jedem Beenden des Unterrichts einzelne Schülerinnen und Schüler zum Lehrer nach vorne gingen, um noch etwas zu besprechen. Immer

darunter waren die Schüler, welche verantwortlich für das Tagebuch⁴ waren, aber auch andere suchten den erneuten Kontakt. Dabei ging es um Fragen zu Hausaufgaben, Austausch von Erfahrungen oder auch von Beiträgen, die die Schüler sich während des Unterrichts nicht getraut haben vor der ganzen Klasse zu äußern. Häufig dauerten diese Unterhaltungen mehrere Minuten und machten es für die Lehrpersonen sehr schwer, pünktlich zur nächsten Stunde zu gelangen. In der Regel liegt zwischen zwei Schulstunden eine fünfminütige Pause. Wenn ein Lehrer sich nach dem Unterricht noch mit Schülern unterhält, danach ins Lehrerzimmer muss, um eventuell neue Unterrichtsmaterialien zu holen, ist es in dieser kurzen Pausenzeit nicht möglich, den darauf folgenden Unterricht rechtzeitig zu beginnen. Diese Tatsache wurde mir während meines Besuchs sehr deutlich und zeigte mir, wie stressig ein Schultag für einen Lehrer abläuft, wenn er sich auch nach Beenden des Unterrichts für jeden Schüler Zeit nimmt, der eine Frage an ihn hat.

5 Reflexion

In dieser Arbeit wurde der Ablauf einer Schulstunde aus der Sicht von Lehrpersonen genauer betrachtet und analysiert, und darauf hingewiesen, welche teilweise sehr kleinen und unscheinbaren Arbeitsprozesse wichtig sind, um den Unterricht sowohl für Schüler als auch für Lehrer, erfolgreich zu gestalten. Es ist hier jedoch wichtig anzumerken, dass nicht nur die Abläufe während des Unterrichts diesen gelungen und erfolgreich machen, sondern auch weitere Arbeitsabläufe außerhalb des Unterrichts dazu beitragen können. Im Rahmen dieser Arbeit wurden diese Arbeitsabläufe außerhalb des Unterrichts nicht begleitet. Für solche Untersuchungen wäre ein längerer Forschungszeitraum nötig gewesen. Es wäre aber ein weiteres interessantes Forschungsfeld, den Einfluss unterschiedlicher Methoden zur Vor- und Nachbereitung des Unterrichts zu analysieren oder auch die Zeit, die Lehrer außerhalb des eigentlichen Unterrichts in der Schule verbringen, zum Beispiel in Hohlstunden oder während der großen Pause. Dies würde sicherlich zu einem noch besseren Verständnis der Funktionsweisen in- und außerhalb des Unterrichts beitragen.

⁴In einem Tagebuch werden durch die Lehrperson die fehlenden Schülerinnen oder Schüler, das im Unterricht behandelte Thema, die Hausaufgaben und eventuelle sonstige Vermerke wie Störungen eingetragen.

Eine erste Beobachtung, die mir während meines Besuchs auffiel, war, welche zentrale Rolle die Lehrer bei der Eröffnung und beim Beenden des Unterrichts spielen. Im Gegensatz zum Ende der Schulstunden gibt es zu Beginn keinen Gong, welcher die Schüler deutlich auf den Beginn des Unterrichts aufmerksam macht. Hier ist es die Aufgabe des Lehrers, diesen zu eröffnen. Meist fand nicht nur eine Begrüßung zwischen Schülern und Lehrer statt, da der Lehrer oft bereits vor dem Klassenraum einzelne Schüler, die sich dort aufhielten, begrüßte. Die eigentliche Begrüßung der ganzen Klasse fand jedoch im Klassenraum statt und führte dann auch zur eigentlichen Eröffnung des Unterrichts. Dabei stand der Lehrer vor den Schülern, welche bereits ihre Plätze eingenommen hatten und auf den Beginn des Unterrichtes warteten. Dieses Bild – der Lehrer vor der Klasse, die Schüler konzentrieren sich auf ihn – ist auch weiterhin prinzipiell das typische Bild während des Unterrichts. Hier deutet sich ein weiterer möglicher Forschungsschwerpunkt an, nämlich die Analyse des Einflusses der unterschiedlichen Kommunikation zwischen Lehrer und Schüler, also das Alltagsgespräch vor Unterrichtsbeginn und der *institutional talk* bei der Begrüßung der Klasse und dann während des Unterrichts. Diese Untersuchungen waren jedoch aufgrund der nicht durchführbaren Tonaufnahmen während meiner Untersuchung leider nicht möglich.

Wie in Kapitel 4.2 analysiert gibt es während des Unterrichts häufig Störungen durch die Schüler. Aufgabe der Lehrer ist es, diese Störungen in den Griff zu bekommen und zwar so, dass sich alle Schüler wieder auf den Unterricht konzentrieren können. Um dies zu ermöglichen, gibt es verschiedene von den Lehrern angewandte Taktiken. So ist es wichtig, dass beim Ermahnen der störenden Schüler durch die Lehrer viele indexikale Ausdrücke verwendet werden. Durch diese weist er speziell auf den störenden Schüler hin und macht so auch der restlichen Klasse deutlich, wer beziehungsweise wo dieser ist. Beispiele hierfür waren „da“ oder „da hinten“, welche keinen Zweifel an der Position ließen. Oft sprachen die Lehrer auch die störenden Schüler direkt mit Namen an. Dies hatte, wie die indexikalen Ausdrücke, die Auswirkung, dass die anderen Schüler sofort wussten, wer angesprochen war. Das Nennen des Namens bewirkte oft, dass die Störer dann im restlichen Unterricht ruhig blieben. Im Gegensatz zu generellen Aussagen wie „pssst“ oder „seid bitte leise“ fühlte sich der Störende so ertappt und möchte meist im weiteren

Verlauf der Stunde nicht erneut negativ auffallen, da sonst eventuelle Strafen folgen könnten. Anders als das sofortige Androhen von Strafen war das humorvolle Tadeln eine Variante, welche ich oft beim ersten Auftreten von Störungen beobachten konnte. Der Lehrer versuchte so durch eine lustige Aussage kurz die Aufmerksamkeit aller Schüler weg vom Störenden zu lenken, um sie danach wieder gemeinsam zurück zum Unterrichtsstoff zu führen. Gleichzeitig gab er dem störenden Schüler die Chance, sich fortan ruhig zu verhalten. Eine weitere interessante Beobachtung, die ich in Bezug auf Störungen und Tadel gemacht habe, war, dass, nachdem der Lehrer einzelne Schüler ermahnt hatte, der Rest der Klasse in das Tadeln mit einstieg, indem sie beispielsweise den Namen des störenden Schülers gemeinsam riefen und ihn eventuell sogar ins Lächerliche zogen. All diese Varianten des Tadelns als Reaktion auf störende Schüler hatten im Optimalfall die Auswirkung, die Klasse wieder zu beruhigen, damit diese sich wieder auf den Unterricht und den Lehrer konzentriert. Weitere Untersuchungen könnten in diesem Feld beispielsweise zu Störungen durchgeführt werden, welche nicht von Schülern innerhalb der Klasse verursacht werden. Wie reagiert der Lehrer etwa, wenn jemand an der Türe klopft und der Unterricht deshalb unterbrochen werden muss? Wie verhalten sich Lehrer und Schüler bei Durchsagen? Und wie findet der Lehrer danach den richtigen Einstieg in den Unterricht wieder?

Das Beenden des Unterrichts durchlief mehrere Phasen (vgl. Gülich & Mondada, 2008). In der Vorbeendigung initiierten die Lehrer durch Wörter wie „so“ oder „okay“ das Ende der Stunde. Sie schlossen dadurch mit dem zuvor behandelten Thema ab und machten deutlich, dass in dieser Unterrichtsstunde kein weiteres mehr folgen wird. Im nächsten Schritt wurde das Gesprächsergebnis zusammengefasst, also der Lehrstoff, der in dieser Unterrichtsstunde vermittelt wurde. Auch hier wurden keine neuen Themen eingeführt, da sich beide Parteien, sowohl Lehrer als auch Schüler, auf das Ende der Schulstunde vorbereiteten. In der letzten Phase geschah der abschließende Austausch. Der Lehrer formulierte zuerst einen Abschiedsgruß und die Schüler reagierten im Chor darauf. Häufig wurde diese Beendigungsphase durch das Ertönen des Schulgongs unterbrochen. Hier war es Aufgabe des Lehrers die Schüler, die den Gong als ein eindeutiges Zeichen für das Ende des Unterrichts sahen, wieder zu beruhigen, um dann selbst die Schulstunde geordnet zu beenden.

Was sich während meiner Untersuchungen auch deutlich gezeigt hat, war, dass wie bereits in Kapitel 4.3 angedeutet wurde die Pause zwischen zwei Unterrichtsstunden mit fünf Minuten sehr gering ist. Nach jedem Beenden des Unterrichts durch den Lehrer kamen regelmäßig einzelne Schülerinnen und Schüler nach vorne und stellten Fragen an die Lehrer. Diese wurden dann auch beantwortet, was bereits einige Minuten in Anspruch nahm. Der Weg zum Lehrerzimmer konnte, je nach Lage der Klassenräume, auch über eine Minute dauern, da es sich um ein eher großes Schulgelände handelt, welches zudem noch über einen außerhalb des eigentlichen Schulgebäudes gelegenen Neubau verfügt. So ist es für die Lehrer meist nicht möglich, pünktlich zu der darauf folgenden Unterrichtsstunde zu gelangen. Oft machte ich die Beobachtung, dass viele Lehrer deswegen auf den Gang zum Lehrerzimmer verzichteten und direkt zu dem nächsten Klassenraum gingen und deshalb ihre Unterrichtsmaterialien für alle Klassen den ganzen Tag bei sich führten. Besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern war dies problematisch. Man könnte hier der Frage nachgehen, ob eine längere Pause nicht sowohl den Lehrern, als auch den Schülern zugutekommen würde, da einerseits der Übergang zur nächsten Klasse für die Lehrer stressfreier und andererseits der Unterricht pünktlicher beginnen würde.

Literatur

- Bergmann, J.R. (1988). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse*. Studienbrief mit drei Kurseinheiten. Fern Universität GHS Hagen.
- Bergmann, J.R. (2006). Studies of Work. In: Rauner, F. (Eds.): *Handbuch Berufsbildungsforschung* (pp. 639-646). Bielefeld: Bertelsmann.
- Gülich, E. & Mondada, L. (2008). *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Heritage, J. (1997). Conversation Analysis and Institutional Talk: Analyzing Data. In: Silverman, D. (Eds.): *Qualitative Research: Theory, Method and Practice* (pp. 161-181). London: Sage.
- Pitsch, K. & Ayaß, R. (2008). Gespräche in der Schule. Interaktion im Unterricht als multimodaler Prozess. In: Willems, H. (Eds.): *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*. Band 2 (pp. 959-982). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schegloff, E. (1979). Identification and recognition in telephone openings. In: Psathas, G. (Eds.): *Everyday language. Studies in ethnomethodology* (pp. 23-78). New York: Irvingtone.

Schegloff, E. (1986). *The routine as achievement* (pp. 111-151). *Human Studies* 9.

Schegloff, E. & Sacks, H. (1973). *Opening up closings* (pp. 289-327). *Semiotica* 8.

Pia Ehret & Benjamin Wannemacher

Soziologen in der Box:

Wie ein CrossFit-Trainer „Spitzensportler“ formt

Zu den Autoren

Pia Ehret absolvierte ihr Bachelorstudium der Sozialwissenschaften an der Universität Stuttgart. Benjamin Wannemacher beendete sein Bachelorstudium erfolgreich an der Universität Tübingen. Seit Oktober 2013 studieren beide im Masterstudiengang Soziologie an der Universität Konstanz. Im Rahmen des Masterprojektseminars „Soziologie der Arbeit und Berufe – Studies of Work“ entstand eine über mehrere Monate andauernde arbeitsethnografische Untersuchung der Arbeit eines CrossFit-Trainers. Dieser Beitrag ist ein Auszug aus diesem Forschungsprojekt.

Abstract

Die vorliegende Forschungsarbeit untersucht unter dem Forschungsparadigma der Ethnomethodologie – genauer: der Studies of Work – die tägliche Arbeit eines CrossFit-Trainers. Die spezifische Frage, die beantwortet werden soll, lautet: Worin besteht die Arbeit eines CrossFit-Trainers und wie vollzieht er jene? Besondere Aufmerksamkeit soll hierbei dem verkörperten Wissen, das sich in der Beherrschung von Praktiken manifestiert, zukommen. Hierdurch soll ersichtlich werden, wie der Trainer Sinnhaftigkeit und Erkennbarkeit hervorbringt. Als Ergebnishypothese kann festgehalten werden, dass die Arbeit des Trainers im Wesentlichen darin besteht, performativ und situativ bei jedem Training aufs Neue eine von der alltäglichen Außenwelt abgetrennte Sinnenklave mit eigenen Werten, Normen und Hierarchien zu erzeugen. Dies vermag er durch Charisma, Autorität und Selbstinszenierung als Eingeweihter in besondere Wissensinhalte.

1 Einleitung

Dieser Beitrag ist das Ergebnis einer über Monate hinweg andauernden Feldforschung in einer CrossFit-Box in Süddeutschland. Die hier präsentierten Forschungsergebnisse resultieren aus den Analysen des mit ethnomethodologischen Methoden gewonnenen Datenmaterials. Durch das Masterprojektseminar „Studies of Work“ bot sich für uns die Möglichkeit, die noch junge Sportart CrossFit auf der Grundlage eines sozialtheoretischen Hintergrundes zu analysieren. Um dem Feld gegenüber unvoreingenommen begegnen zu können, wurde die Feldphase lediglich mit dem Fokus auf den CrossFit Trainer¹ und dessen Arbeit begonnen.

In dem vorliegenden Beitrag werden die Analyseergebnisse vorgestellt. Dazu wird zunächst näher darauf eingegangen, was CrossFit überhaupt ist. Anschließend werden die methodischen Vorüberlegungen zur Datengewinnung genauer erläutert. Danach wird auf die Arbeit im Feld und die damit verbundene Datengewinnung näher eingegangen. Die danach folgende Interpretation des Datenmaterials stützt sich auf mehrere angewendete methodische Mittel, wie unter anderem die Auswertung von Beobachtungsprotokollen, von Videoaufzeichnungen und der Auswertung eines mit dem Trainer geführten Experteninterviews. Die Frage, die letztendlich beantwortet werden soll, lautet: Worin besteht die Arbeit des CrossFit Trainers und wie vollzieht er jene? An dieser Stelle sei erwähnt, dass im Rahmen dieser Arbeit ein Trainer untersucht wurde und es sich aus diesem Grund um eine Einzelfallstudie handelt. Folglich sind die Ergebnisse dieser Analyse nicht auf alle CrossFit Trainer übertragbar. Ebenso handelt es sich bei den Schlussfolgerungen, die aus den Analysen gezogen wurden, lediglich um vorläufige Hypothesen und Annäherungen. Die vorliegenden Ergebnisse sind also nicht ohne weiteres verallgemeinerbar und machen eine weitere empirische Erschließung erforderlich.

¹ An dieser Stelle sei erwähnt, dass in dieser Arbeit stets die männliche Form einer Bezeichnung genannt wird, um den Lesefluss zu fördern.

2 Was ist CrossFit?

Da es sich bei CrossFit um eine neue, noch relativ junge und teilweise noch sehr unbekannte Sportart handelt, ist es wohl nötig, zu Beginn ein paar Worte darüber zu verlieren, was CrossFit genau ist und wie das Training aussieht. Die dementsprechende Beschreibung soll dem Leser ermöglichen, sich unter dem Begriff CrossFit etwas vorstellen zu können. Bei CrossFit handelt es sich um ein funktionelles Fitness-Training, das mit hoher Intensität ausgeführt wird. Die einzelnen Trainingseinheiten variieren dabei ständig, so dass jede Einheit aus unterschiedlichen Übungen und körperlichen Belastungsgraden besteht. Hierdurch wird zum einen sichergestellt, dass das Training abwechslungsreich ist. Zum anderen werden so dem Körper ständig neue Trainingsanreize gesetzt. In der Regel besteht ein Training aus einer allgemeinen Aufwärmphase, sowie einem speziellen Aufwärmen verschiedener Muskelgruppen, einem anschließenden Techniktraining (meistens Übungen aus dem Gewichtheben) und dem daran anschließenden eigentlichen Workout dem „WOD“ (workout of the day). Das WOD kann als Höhepunkt der Trainingsstunde angesehen werden. Es besteht aus einer stets wechselnden Kombination verschiedener Übungen, die beispielsweise innerhalb einer vorgegebenen Zeitspanne durchgeführt werden müssen. Die Zeiten der einzelnen Teilnehmer werden anschließend schriftlich festgehalten. Die Akteure werden umgangssprachlich CrossFitter genannt. Den Trainingsort nennen sie selbst „Box“. Die Box lässt sich nicht mit einem herkömmlichen Fitnessstudio vergleichen. Da bei den Trainingseinheiten Ganzkörperbewegungen ausgeführt werden, gibt es kaum feste Gerätschaften, an denen üblicherweise nur einzelne, spezifische Muskelpartien beansprucht werden. Um Übungen wie Drücken, Heben, Ziehen, Werfen, Rennen und Springen durchzuführen, sind dennoch verschiedene Trainingsutensilien von Nöten. Dazu zählen unter anderem Medizinbälle, Kettlebells, Langhantelstangen, Springseile, Klimmzugstangen, Ruderergometer, Bänder und Hantelscheiben. Die Übungen setzen sich zusammen aus Gewichtheben, Ausdauertraining und Ganzkörperübungen. CrossFit kann von beinahe jedem Menschen betrieben werden, da die Übungen an das individuelle Leistungspotential angepasst werden können. Die Namen der Übungen sind grundsätzlich in Englisch, was den Vorteil hat, dass man

weltweit in einer Box trainieren kann und die Übungen überall ohne Sprachschwierigkeiten problemlos versteht.²

Im nun folgenden Abschnitt werden wir näher erläutern, welche theoretischen und methodischen Vorüberlegungen vor dem Beginn der Feldphase durchgeführt wurden.

3 Wie erforscht man die Arbeit eines CrossFit-Trainers?

Der gesetzte Fokus unserer Feldforschung waren die Aufgaben und das Vorgehen eines CrossFit-Trainers bei der Arbeit. Dennoch waren wir uns darüber einig, dass wir uns bereits vor dem Beginn der Feldphase Gedanken zu unserem Vorgehen im Feld machen mussten. Einige Fragen, die wir uns stellten, waren beispielsweise: Brauchen wir von allen Trainierenden eine Einverständniserklärung, dass wir filmen dürfen? Was geben wir als Grund für unser Interesse an? Was machen wir, wenn sich das Feld ablehnend gegenüber unserer Forschungsarbeit verhält? Welche methodischen Verfahren wenden wir an?

Der theoretische Hintergrund dieser Vorüberlegungen ist die Ethnomethodologie. Diese praktische Forschungsrichtung geht auf die beiden Soziologen Harold Garfinkel und Harvey Sacks aus dem Jahr 1967 zurück (vgl. Baker, 2002, p. 777). John Heritage beschreibt 1984 Ethnomethodologie folgendermaßen:

The term „ethnomethodology... refers to the study of a particular subject matter: the body of common-sense knowledge and the range of procedures and considerations by means of which the ordinary members of society make sense of, find their way about in, and act on the circumstances in which they find themselves. (Heritage, 1984 zit. nach Baker, 2002, p. 778)

Das Ziel der Ethnomethodologie ist dabei, zu beschreiben und zu analysieren, wie Dinge genau ablaufen beziehungsweise wie Menschen Dinge durchführen, egal an welcher Position innerhalb der sozialen Welt. Deshalb sind den Themengebieten, welche Ethnomethodologen untersuchen können, keine Grenzen gesetzt. Im Rahmen einer ethnomethodologischen Analyse kann beispielsweise untersucht werden, wie Menschen bei der Arbeit, einer bestimmten Situation oder im Rahmen ihrer Position innerhalb der sozialen Ordnung handeln (vgl. Baker, 2002, p. 778). Im Falle des CrossFit-Trainers ist interessant, was genau er bei der Arbeit macht, wie

² Freilich unter der Voraussetzung, dass man Englisch versteht.

er sich während der von ihm angeleiteten Trainingseinheiten verhält und wie er in bestimmten Situationen agiert.

Um dies zu untersuchen, eignet sich insbesondere der soziologische Untersuchungsansatz der „Studies of Work“, der sich aus der Ethnomethodologie entwickelt hat. Das Ziel ist:

die genaue Erfassung, Beschreibung und Analyse von realen Arbeitsvollzügen“ und „die situativen verkörperten Praktiken zu bestimmen, in denen sich die für diese Arbeit spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten materialisieren. (Bergmann, 2006, p. 1)

Im Mittelpunkt der Analyse stehen also alle Abläufe und Tätigkeiten, die mit der „gegenständlichen, zeitlichen und sozialen Organisation“ der Arbeit zu tun haben (ebd.). Für das Ausführen dieser Organisationsabläufe sind Kompetenzen notwendig:

Diese Kompetenzen werden von erfahrenen Akteuren als selbstverständlich hingenommen, sie lassen sich deshalb kaum in retrospektiven Darstellungen von Arbeitsabläufen formulieren. (Ebd.)

Man kann also nicht einfach in einem Lehrbuch nachlesen, was ein CrossFit-Trainer bei der Arbeit macht, geschweige denn wie er dies genau macht. Da der Trainer die notwendigen Kompetenzen inkorporiert hat und viele Dinge bei der Arbeit unter Umständen unbewusst tut, ist für eine vollständige Erforschung seiner, beziehungsweise ihrer Arbeit die Anwendung von Methoden aus dem Studies of Work- Ansatz also ideal. Allerdings wollten wir uns weitere Forschungsmethoden aus der qualitativen empirischen Sozialforschung offen halten und je nach dem Voranschreiten im Feld, weitere methodische Vorgehensweisen in Betracht ziehen. Bevor wir unser Forschungsvorhaben in der Box kundtun würden, mussten wir uns noch Gedanken bezüglich unseres geplanten Vorgehens bei der Forschung und den damit verbundenen Beobachtungen machen.

Andreas Diekmann unterscheidet folgende mögliche Beobachtungstechniken: Die „Teilnehmende versus nicht teilnehmende Beobachtung“, die „Offene versus verdeckte Beobachtung“, die „Feldbeobachtung versus Beobachtung im Labor“ sowie die „Unstrukturierte versus strukturierte Beobachtung“ und die „Fremdbeobachtung versus Selbstbeobachtung“ (Diekmann, 2008, p. 564). Im Falle von unserem Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsziel schieden von vornherein einige Beobachtungstechniken aus: Verdeckte Beobachtungen (sowohl teilnehmend als

auch nichtteilnehmend) waren nicht möglich, da wir uns von Anfang an offen als Forschende zu erkennen geben mussten, um die geplanten Videoaufzeichnungen machen zu können. Da unser Forschungsgegenstand die Arbeit des CrossFit Trainers sein würde, war für uns klar, dass wir ausschließlich eine Fremdbeobachtung in den Räumlichkeiten der Box durchführen konnten.

Dadurch, dass wir auch die Möglichkeit hatten, aktiv am Training teilzunehmen und somit eine „definierte Rolle im sozialen Feld zu übernehmen“, bot sich die „teilnehmende Beobachtung“ an (ebd.). Problematisch kann allerdings sein, wenn man als Forscher zu vertraut ist mit dem zu untersuchenden Feld, was eine distanzierte Betrachtung der Vorgänge schwierig machen kann (ebd.). Als nächstes mussten wir klären, ob unsere Beobachtungen strukturiert oder unstrukturiert ablaufen sollten: Bei einem

strukturierten Beobachtungsschema wird versucht, die Objektivität und Zuverlässigkeit der Beobachtung zu erhöhen [...] strukturierte Beobachtungsprotokolle sind eine Möglichkeit, der Gefahr einer Verzerrung durch selektive Wahrnehmung zu begegnen. (Ebd., p. 567)

Da die Beobachtung eines jeden Menschen (egal ob forschend oder nicht) selektiv ist, stellte sich diesbezüglich unser Forschungsteam wieder einmal als Vorteil heraus, da vier Augen bekanntlich mehr wahrnehmen als zwei. Zudem waren unsere angefertigten Beobachtungsprotokolle, Gedankenmemos, die angefertigten Video- und Tonbandaufnahmen³ hilfreich, „um eine selektive Verzerrung von Beobachtungsdaten zu vermindern“ (ebd., p. 569). Dadurch, dass unsere Beobachtungen unstrukturiert waren, also mit der „Möglichkeit der Registrierung unvorhergesehener Ereignisse“, sowie „Raum für Spontanität“ boten, gab es je nach unserer Wahrnehmung und Aufmerksamkeit, bewusst in Kauf genommene selektive „Beobachtungsverzerrungen“ (ebd., p. 570). Dies fiel uns später unter anderem durch den regelmäßigen Austausch der erstellten Beobachtungsprotokolle auf. Im Folgenden wird nun näher auf den Ort des Beobachtungsgeschehens, die Box und die damit verbundene Feldforschung eingegangen.

³ Diese erfolgten allerdings ohne weitere strukturelle Vorgaben.

4 Die Feldforschung

In der zu untersuchenden CrossFit-Box angekommen,⁴ erhielten wir zwar umgehend die Erlaubnis zur Durchführung unseres Projektes und stießen glücklicherweise auf keinerlei Ablehnung seitens des Trainers oder der Teilnehmer. Wir planten für die Feldphase mehrere Wochen, sollte es notwendig sein, mehrere Monate ein. Der tatsächliche Projektverlauf erstreckte sich dann aber letztendlich auf ein halbes Jahr.

4.1 Die Box

Unser Forschungsfeld war nun die Box einer süddeutschen Stadt. Grundsätzlich ist die Box zweckmäßig eingerichtet und lässt sich in drei Bereiche unterteilen: Den Eingangsbereich, den daran anschließenden Mobility-Bereich und den eigentlichen Trainingsbereich. Die Box befindet sich im 1. Stock eines, von außen unscheinbar wirkenden, in einem Industriegebiet gelegenen Gebäude. Direkt neben der Treppe, an deren Seite rostrote Eisengeländer befestigt sind, befindet sich der Empfangsbereich. Dieser besteht aus einer schlichten aber funktionellen Pressspan-Holztheke. Hier ist der Arbeitsbereich des Trainers, von wo aus alle organisatorischen Dinge koordiniert werden. Vorne ist ein schwarzes Plakat mit Reißnägeln angebracht. Auf der Theke steht ein PC-Monitor, zudem liegen in der Regel einige Papiere und wichtige Informationen über bevorstehende Veranstaltungen dort aus. An der Wand hinter der Theke sind auf zwei Kleiderbügel je ein T-Shirt in blau sowie ein T-Shirt in grün, mit dem Logo der Box aufgehängt. Auf dem darüber befestigten Holzbrett steht eine so genannte Blackroll.⁵ An den Wänden sind verschiedene Plakate angebracht, die unter anderem Hinweise auf eine sportlerfreundliche und gesunde Ernährung enthalten. Gegenüber der Theke befindet sich ein schwarzes Holzregal, welches zum Ablegen der Jacken und Taschen dient. Dahinter befindet sich der so genannte „Mobilitybereich“. Hier werden nach den Trainingseinheiten Dehnübungen unter anderem mit Blackrolls durchgeführt. Neben einer Sprossenwand gibt es

⁴ Aus forschungspraktischen Gründen haben wir uns dazu entschlossen nur eine Box zu analysieren.

⁵ Blackrolls werden nach jedem Training von den Trainierenden benutzt, um die Regeneration und die Selbstmassage der trainierten Muskelgruppen zu fördern.

noch einige blaue Gummimatten und Sitzsäcke. Durch die Fensterfront ist der Eingangsbereich allgemein sehr hell und lichtdurchflutet. Im eigentlichen Trainingsbereich der Box ist der Boden teilweise mit schwarzen Gummimatten ausgelegt. Der restliche Boden ist aus Holz. Die Wände sind grau gestrichen. Der geräumige Trainingsraum wird von insgesamt drei Balken gestützt. Diese sind ebenso wie ein durchgängiger Balken an der Wand grün gestrichen. Die Decke ist aus einzelnen Platten zusammengesetzt und in weißer Farbe. In der Mitte des Raumes steht ein Rack aus schwarzen Metallstangen. Daran sind neben einer eingehängten Langhantelstange mit Hantelscheiben auch zwei Ringe an Seilen befestigt. Unter dem Rack steht ein schwarzer Eimer.⁶ Von der Decke hängt ein Seil, das bis auf den Holzboden reicht. Links befinden sich weiße Schiebetüren zu den Umkleiden, auf denen jeweils in grüner Farbe eine Frau und bei der Männerumkleide ein Mann mit einer Langhantelstange abgebildet sind. Neben der Tür zur Herrenumkleide befindet sich ein Durchgang mit Rundbogen, der zur Sauna führt. Davor sind an einer Trennwand Blackrolls in Pyramidenform gestapelt. An der durchgängigen Wand dahinter ist ein Teil eines weißen Heizkörpers sowie links davon Springseile zu sehen, die alle an einem Haken hängen. Rechts davon sind auf dem Boden schwarze Kettlebells⁷ nach Gewicht sortiert abgelegt. Direkt daneben liegen ebenfalls sortiert nach Gewicht schwarze Hantelscheiben. An der Wand ist eine weiße Tafel befestigt, welche dafür dienen soll, das jeweilige Trainingsprogramm des Tages, das WOD und die Ergebnisse (sprich die Zeit oder Runden) eines jeden Teilnehmers zu notieren. Rechts unterhalb der Tafel sind Holzkisten gestapelt. Daneben steht ein schwarzes Rack aus schwarzen Metallstangen mit einer ebenfalls schwarzen längsstehenden Hantelbank. In der Ecke liegen dort Medizinbälle in verschiedenen Farben. Daneben sind zwei schwarze Ruderergometer aufgestellt, sowie ein weiteres Seil, das zusammengerollt auf dem Boden liegt. An der Wand rechts ist der Durchgang zum bereits beschriebenen Eingangsbereich.

⁶ In dem Eimer befindet sich Magnesiumkarbonat. Es dient als Haftmittel für die Hände und wird bei verschiedenen Übungen eingesetzt.

⁷ Kettlebells sind Kugelhanteln.

4.2 Die Datenerhebung

Im Rahmen unserer Feldarbeit in der Box wurden Daten auf unterschiedlichsten Wegen erhoben. Um das Feld an unsere Anwesenheit als Forscher zu gewöhnen, schauten wir zu Beginn der Feldphase in Form einer teilnehmenden Beobachtung erstmal nur beim Training zu. Um diese Beobachtungen durchführen zu können, positionierten wir uns in eine Ecke der Box, von der aus wir alles im Blick hatten und dennoch den Trainingsablauf nicht in irgendeiner Form behinderten. Von anfänglichen Notizen per Stift und Papier folgte das Festhalten der Feldnotizen in elektronischer Form, per Net- beziehungsweise Notebook zusätzlichen Fotos sowie durch Beobachtungs- und Gedächtnisprotokolle. Obwohl jene einer selektiven Wahrnehmung unterliegen, entschieden wir uns für diese Methode:

Fieldnotes are accounts describing experiences and observations the researcher has made while participating in an intense and involved manner. [...] there is no one 'natural' or 'correct' way to write about what one observes. Rather, because descriptions involve issues of perception and interpretation, different descriptions of 'the same' situations and events are possible. (Emerson & Fretz & Shaw, 1985, p. 4 f.)

Durch den regelmäßigen Austausch innerhalb unseres Forscherteams versuchten wir dies zu umgehen. Nach einiger Zeit im Feld kamen in einem weiteren Schritt Video- und Tonbandaufnahmen hinzu. Zusätzlich führten wir ein Interview mit dem Trainer.

5 Was macht der CrossFit-Trainer und wie macht er es?

Wie zuvor angegeben, wurde vielfältiges Datenmaterial generiert, mit dem in der Phase der Analyse – oder vielmehr: in den vielen Phasen der Analyse – unterschiedlich umgegangen werden musste. Notizen und Beobachtungsprotokolle, die oft skizzenartig, fragmentiert und in Stichworten verfasst werden mussten, um bezüglich des Geschehens im Feld nicht aufgrund grammatikalischer und stilistischer Spitzfindigkeiten den Anschluss zu verlieren, wurden unmittelbar nach den Feldaufenthalten ausformuliert. Bei den folgenden Analysen werden jene Aufschriebe immer wieder zu Rate gezogen und – wo notwendig – zitiert. Sämtliche Interpretationen, egal auf welches Datenmaterial bezogen, werden nicht unter einem sportwissenschaftlichen, biologischen oder ernährungswissenschaftlichen Gesichts-

punkt betrachtet, sondern stattdessen unter einem soziologischen Blickwinkel gesehen. Als Soziologen ist unsere Aufgabe, zu betrachten, woher das eingesetzte Wissen des Trainers kommt, wie er es zur Geltung bringt und einsetzt und wie die Teilnehmer damit umgehen. Die Besonderheit des ethnomethodologischen Blicks besteht darin, eine Antwort auf die Frage geben zu können, *Wie* der Trainer durch seine Arbeit eine eigene Erkennbarkeit, Beschreibbarkeit und Sinnhaftigkeit hervorbringt (vgl. Bergmann, 2006, p. 3).

Der Trainer „entführt“ die Teilnehmer in eine außeralltägliche Sinnprovinz, womit nach Berger & Luckmann (1969, p. 28 f.) Enklaven/Bereiche mit geschlossenen, dem Alltag enthobenen Sinnstrukturen, in denen bestimmte Umstellungen und Umorientierungen verglichen mit der „normalen“ Alltagswelt auf radikale Weise vorgenommen werden, gemeint sind. Beispielsweise können andere Gesetze gelten. „Ihre Grenzen sind markiert durch fest umzirkelte Bedeutungs- und Erfahrungsweisen“ (ebd.). Es soll also herausgefunden werden, mit welchen praktischen Tätigkeiten er dies zu tun vermag. Bezogen auf CrossFit bedeutet der Aufenthalt innerhalb der Sinnprovinz, dass die Teilnehmer andere Handlungs- und Deutungsrelevanzen setzen als vor oder nach dem Training und anderen Orientierungsmustern als denen außerhalb von CrossFit folgen. Beispielsweise erscheint es selbstverständlich, den Anweisungen eines Trainers während des Workouts zu folgen, während man außerhalb der Sinnprovinz weder eine Anleitung für oder eine Aufforderung zu einer bestimmte(n) körperliche(n) Bewegung benötigt, noch einem diesbezüglichen Kommando Folge leisten würde, da „dort“ schlicht andere Gesetze gelten.

5.1 Interpretation der Beobachtungsprotokolle und Videoaufzeichnungen

Kernstück der Analyse war das Auswerten von Beobachtungsprotokollen und von Bild- und Tonmaterial. Im Laufe der Forschung wurde immer wieder dazu übergegangen, am Schreibtisch – also abseits vom Feld – jene Daten zu betrachten, Memos anzufertigen, sie mit Kommentaren zu versehen, entlang des Datenmaterials Analysedimensionen zu entwickeln und Fragen zu stellen, die dann bei erneuten Feldaufhalten mittels stetig gezielter werdenden Blicken auf das Geschehen beantwortet werden sollten. Die vorliegenden Interpretationen sind Ergebnisse dieser

Arbeit. Es ergaben sich folgende Analysedimensionen, die immer wiederkehrende Muster der situativ verkörperten Praktiken des Trainers repräsentieren: Blicke, Beobachtung und Korrektur, Beschäftigung und Umherlaufen, Humor, Anfeuern, Vorzeigen von Übungen, Lockerheit und Desinteresse, Trinken. Keines dieser Konzepte wurde einfach im Feld „aufgelesen“. Allesamt wurden sie sukzessive unter fortlaufendem Abwechseln von Feld und Schreibtischphase generativ entwickelt.

5.2 Die Blicke

Wie in der Beschreibung der Box festgestellt wurde, steht in der Mitte des Trainingsbereiches ein schwarzes Rack beziehungsweise Gerüst aus Metall, an dem viele, aber längst nicht alle Übungen ausgeführt werden. Um dieses Gerüst herum sind die Teilnehmer bei jeder Übung platziert; also kreisförmig angeordnet und aufgrund der Fläche, die das Gerüst einnimmt, mit einem gewissen Abstand zueinander. Es besteht also jederzeit die Möglichkeit, die anderen Teilnehmer zu beobachten und somit durch Blicke zu kontrollieren. Umgekehrt bedeutet dies natürlich auch, dass man wiederum selbst unter Beobachtung und Kontrolle steht und dass sämtliche Teilnehmer über beide Umstände Bescheid wissen. Aus diesem Grund kommt es zur Etablierung bestimmter visueller Praktiken, welche auf sich überlagernden skopischen Regimen, die jeweils spezifische normative Erwartungen an Sichtbarmachung oder Verdeckung von Handlungen stellen, basieren (vgl. Meyer & Wedelstaedt, 2013, p. 69). Bei diesen skopischen Regimen handelt es sich um ein Ensemble subkulturell dominanter visueller Gewohnheiten und Praktiken, die vorherrschenden Konventionen bezüglich dem, was wir sehen und wie wir es sehen, unterliegen (vgl. ebd., p. 70).

Eingeleitet wird das Training durch den Trainer, der sich mittig neben das Gerüst stellt und die Teilnehmer dazu auffordert, zu ihm zu blicken und herzukommen. Das tagesaktuelle Programm wird von ihm vorgestellt und die Übungen werden vorgemacht. „So... Herschaun“ lautet nicht selten der Wortlaut. Mittels dieser Aufforderung zum Blick auf ihn, rahmt der Trainer das nun folgende Geschehen und die Teilnehmer werden in die außeralltägliche Sinnprovinz CrossFit geführt. Von diesem Moment an gelten spezifische Regeln: durch den Befehl des Herschauens

inszeniert sich der Trainer als jemand, der die Kontrolle über das Blickregime immer wieder verbal einfordern kann. Dadurch, dass – wie wir sehen werden – Blicke insgesamt von großer Relevanz sind, verweist er darauf, dass eine Hierarchie situativ hergestellt und während des ganzen Trainings durch verschiedene Folgehandlungen aufrechterhalten wird, die innerhalb dieser Sinnprovinz dann Geltung hat. Der Trainer lenkt eingangs die Blicke auf sich, die dann allesamt auf ihm konvergieren und stellt durch das Vormachen der Übung die ideale Ausführung dar, an der sich die Teilnehmer fortan orientieren sollen. Danach wird das Blickverhältnis umgedreht: die Teilnehmer führen die Übungen, nun im Kreis angeordnet, aus und der Trainer blickt hier auf sie. Die Sportler können während der Übungsphase nur gelegentlich per Blick im Raum umher feststellen, wer auf sie blickt und in Erfahrung bringen, ob sie bei ihrer Ausführung (insbesondere von dem Trainer) kontrolliert werden, da die Übungen nicht dauerhaft und ohne Unterbrechung Blicke in jede Richtung erlauben. Der Trainer ist zu diesem Zeitpunkt der einzige, der seine Blicke frei umherschweifen lassen kann und dabei selbst kontrollieren kann, ob er irgendwo hinsieht, wo er vice versa kontrolliert werden kann. Schindler ist bei ihren Beobachtungen von Kampfsporttrainings zu ähnlichen Ergebnissen gekommen und fasst dies pointiert zusammen:

Die Schüler vermitteln nämlich über die Geschwindigkeit, die Flüssigkeit und die Korrektheit ihrer Bewegungsabläufe Hinweise darauf, was sie bereits erlernt haben und was noch offen geblieben ist. Die Körper der Schüler werden so, ob sie es wollen oder nicht, in einem metaphorischen Sinn zu ‚Displays‘, auf denen der Trainer ‚lesen‘ kann, die aber ihrerseits nicht wissen können, was genau sie darstellen. (Schindler, 2011, p. 345)

Was der Trainer also bewerkstelligt, ist die Erschaffung einer Situation, in der der CrossFitter während immenser körperlicher Anstrengung, die dazu verleiten könnte, einen oder mehrere Gänge zurückzuschalten, jederzeit damit rechnen muss, bei sich einschleichender Laxheit im Umgang mit der Disziplinierung des aufkommenden und proportional zur Anstrengung wachsenden Wunsches, nachlassen zu dürfen, erwischt zu werden. Dies würde nicht nur seine Sportlehre innerhalb der Gruppe gefährden, sondern für alle hörbar in Form von Kritik und weiteren Aufforderungen des Trainers, sich mehr anzustrengen, sanktioniert werden. Der Trainer erschafft diese Situation durch die räumliche Anordnung, die eine bestimmte Positionierung

nahelegt und die sich dadurch etablierenden skopischen Regime. Die Kunstfertigkeit, die der Trainer hierzu benötigt, besteht darin, sich zwar jederzeit die Möglichkeit der Beobachtung und Kontrolle offen zu halten und diese auch häufig zu nutzen, dies aber zu kombinieren mit einer Darstellung von Desinteresse (hierzu später mehr), mittels derer er zeigt, dass er – obwohl er ja könnte – nicht ununterbrochen kontrollieren möchte; also eine gütige, wohlwollende, rücksichtsvolle Autoritätsperson ist. Die Blickkontrolle erfolgt so subtiler und die Faktizität des ständigen kontrolliert-Werdens weniger penetrant und aufdringlich. Der Trainer stellt somit, eine Situation her, die stark hierarchisch gegliedert ist und die auf Verständnis und dem Einräumen gewisser Freiheiten basiert.

In diesem Zusammenhang darf eine weitere interessante Tatsache nicht unerwähnt bleiben: Im Gegensatz zum klassischen Fitnessstudio hängen im Trainingsraum keine Spiegel, wodurch eine weitere Abhängigkeit vom Trainer entsteht: da man sich selbst nicht sieht und somit die Ausführung seiner eigenen Bewegungen selbst nur sehr vage bewerten kann, ist man hierbei auf den Trainer angewiesen, der aufgrund dieser Notwendigkeit seine Beobachtung und Kritik legitimieren kann. Des Weiteren kann man sich der Verantwortung, sich selbst beurteilen zu müssen, entledigen, wofür wiederum das Vertrauen in die Kompetenz des Trainers benötigt wird: er weiß besser, was ich richtig und falsch mache, als ich es selbst wüsste, sähe ich mich im Spiegel. Der Trainer ist der „bessere“ Spiegel, weil er dem Teilnehmer die Interpretation und Bewertung der Daten, die der Spiegel liefern würde, abnimmt. In Verbindung mit den o.g. skopischen Regimen, bedeutet dies, dass der CrossFit-Trainer die Raumökologie konstruktiv für sich beansprucht, um die für ihn aus den genannten Gründen wichtige Blickhoheit zu erlangen.

5.3 Beschäftigung und Umherlaufen

In direktem Zusammenhang mit den kontrollierenden Blicken steht das häufig vorkommende Umherlaufen und das sich beschäftigen mit kleinen Nebentätigkeiten. Jene Phasen wechseln sich systematisch und immer wieder aufeinander folgend ab.

Ständiger Wechsel zwischen Beobachtung und zur Schau gestelltes Desinteresse durch wegblicken (Beobachtungsprotokoll 24.06.2014).

Muster wiederholt sich: umherlaufen stehen bleiben weg-drehen zu sehen usw. (Beobachtungsprotokoll 01.07.2014).

Die verschiedenen Nebenbeschäftigungen erstrecken sich über Lauschen und mit dem Kopf nicken zur Musik, kleine Aufräumaktionen (die mal mehr mal weniger sinnvoll erscheinen), Untersuchungen von Gegenständen (z.B. die neugierig wirkende Betrachtung eines Übungsseils), kleine Spiele mit Gegenständen (z.B. verspieltes Umherkicken von Gewichten, die auf dem Boden liegen). Diese Tätigkeiten sind allerdings keineswegs so sinnlos, wie sie zunächst erschienen. Der Trainer befindet sich im Spannungsfeld zwischen den widersprüchlichen Anforderungen, den Teilnehmern zum einen eine angenehme Zeit in der Box zu ermöglichen (sie sollen weiterhin kommen und bezahlen); zum anderen muss er aber die offizielle Aufgabe aller, nämlich immerzu fitter und gesünder zu werden, stets neu aktualisieren, definieren und praktisch übersetzen, wofür er beobachten, befehlen, kontrollieren und korrigieren muss. Der Trainer löst das Problem, indem er letztere Tätigkeiten vollzieht, aber den Teilnehmern immer wieder Entlastung von Überwachung gewährt, indem er sich anderen Tätigkeiten widmet, die er aber so inszenieren muss, als wären sie genauso wichtig oder als hätten sie zumindest am Rande mit CrossFit zu tun. Würde er beispielsweise zu oft nur aus dem Fenster sehen oder gar ganz andere Dinge erledigen (beispielsweise ein Buch lesen oder Telefonate führen) könnten Zweifel bezüglich seiner Rolle aufkommen, schließlich hat er versprochen, dass man sich hier um die Teilnehmer kümmert. Die Nebentätigkeiten sind also nötig, um das Gefühl des Kontrolliert-Werdens nicht über jenes des Umsorgt-Werdens geraten zu lassen und gleichzeitig müssen sie sinnvoll im Sinne der Gesamtunternehmung gestaltet sein, um jene nicht in Frage zu stellen – die Sinnprovinz soll intakt bleiben.

5.4 Lockerheit, Desinteresse und Humor

Das Darstellen von Lockerheit und Desinteresse, beispielsweise durch legeres Anlehnen an Stangen und Wänden, offenkundiges Wegblicken, deutliches, ausgiebiges Gähnen, Sitzen auf Kisten oder ein Bein darauf stellen usw. hat ebenso wie der Einsatz von Humor dieselbe Entlastungsfunktion. Durch derlei Aktivitäten demonstriert der Trainer non-verbal, dass keinesfalls übertrieben autoritär überwacht

wird. Die Teilnehmer müssen machen was der Trainer sagt und halten sich an seine Anweisungen; er ist aber locker und cool und stellt dies auch demonstrativ zur Schau, sodass nicht der Eindruck erweckt wird, er würde seine Machtposition genießen, ausnutzen oder gar zu ernst nehmen. Da CrossFit kein Zwang ist (man kann jederzeit kündigen) kann hiermit der Glaube daran, dass die Veranstaltung zum eigenen Wohl sei und man nicht dazu da wäre, lediglich willkürlichen Befehlen zu gehorchen, aufrechterhalten werden. Man macht, was er will, weil er nicht so wirkt, als würde er dies auf Biegen und Brechen erzwingen wollen, denn wäre dem so, würde er sich wohl kaum die Blöße geben, ab und an wegzusehen oder sich entspannt und wohlwollend zurück- bzw. anzulehnen. Hiermit wird eine Rückversicherung angeboten, seine Würde niemals komplett abzugeben, weil keine totale Unterwerfung stattfindet.

Im Hinblick auf Humor fällt auf, dass der Trainer enorm gerne und auch häufig scherzt und damit sehr gut ankommt. Er macht viele gute Witze, über die die anderen lachen, lacht aber fast nie über die Witze, die die Teilnehmer machen (und wenn, dann maximal ein kurzes, dezentes Grinsen). Dies könnte daran liegen, dass er Grenzen setzen muss, um Autorität zu bewahren. Davon ausgehend, dass ausgiebiges Lachen stets einhergeht mit einer gewissen Form von Kontrollverlust⁸ und dies induziert wird, von dem, der den Lachenden zum Lachen bringt, was wiederum bedeutet, dass der Spaßende Einfluss nehmen kann auf die Gefühlssphäre des Lachenden, kommt man unweigerlich zur Schlussfolgerung, dass sich der Trainer als Autoritätsperson eine Hingabe gegenüber den Witzen anderer nicht erlauben darf. Vielleicht würde er privat exzessiv über Späße anderer Menschen lachen können – im CrossFit hingegen ringen jene ihm maximal ein gönnerhaftes Schmunzeln ab.

5.5 Trinken

Der Trainer trinkt viel, oft und scheinbar gerne. An einer Stelle im Protokoll scheint diese Tatsache besonders ins Auge zu stechen:

Er trinkt und blickt umher, hält die Flasche hat er Durst?
Die anderen haben sicher Durst, haben aber die Flasche
nicht bei sich sondern strengen sich an, Trainer trinkt

⁸ Vgl. hierzu Plessner, 2003.

offenkundig sichtbar für alle (Beobachtungsprotokoll
24.06.2014).

Dies schien dann der entscheidende Punkt zu sein: Insbesondere während dem äußerst anstrengenden WOD dürften die Teilnehmer großen Durst haben, müssen aber im Kampf mit der Zeit weitermachen, statt eine Trinkpause einzulegen. Der Trainer kann also auf das negative, was die Teilnehmer zu ertragen haben – Erschöpfung, Anstrengung, vielleicht Leid – verzichten, hat aber umgekehrt, das was die Teilnehmer unter anderem begehren: Wasser. Dieses (aus Teilnehmersicht) Missverhältnis stellt er demonstrativ für alle ersichtlich zur Schau, statt mit dem Trinken abzuwarten bis alle trinken können oder aber weniger offensichtlich seinen (wenn überhaupt vorhandenen) Durst zu löschen. Wieso dieses offene, für alle Durstigen erkennbare Trinken? Und wieso beendet keiner das Work-out, stellt sich zu dem Trainer und trinkt?⁹ Es scheint, dass es *gerade* deshalb keiner tut: Indem der Trainer die Kluft zwischen Strapaze und Wohlbefinden durch das Hinzufügen der Differenz zwischen Durstlöschen und Dursterleiden zusätzlich erhöht, rechtfertigt er das ertragene Leid des harten Trainings. So erhält das Leid seine Richtigkeit und bekommt innerhalb der Ordnung seinen Sinn. Würde der Trainer ständig versuchen, das Leid erträglicher zu machen, würde man es irgendwann als zu behebbes Übel betrachten; als Sinnlosigkeit, wodurch die ganze Unternehmung sich der Sinnfrage stellen müsste. Dadurch, dass er es zeremoniell vergrößert bzw. sichtbarer macht, statt versteckt oder behebt, vermittelt er situativ seine Notwendigkeit und integriert somit das „Elend“ in die Sinnprovinz, noch bevor die Frage „wozu so leiden, nur um fitter zu werden?“ aufkommen kann.¹⁰

Es hat seine volle Berechtigung, dass es so schwer ist. Die Funktion des Trainers scheint in diesem Zusammenhang die folgende zu sein: durch die zusätzliche Demütigung wird das Leid sinnvoll gemacht. Ein Mechanismus der im klassischen Fitnessstudio fehlt. Unseres Erachtens ist dies einer der wesentlichen Gründe dafür,

⁹ Sicher: man will sich sportlich verbessern und gerade beim WOD keine Zeit verlieren, aber wenn dies doch ohnehin schon schwer genug ist, wieso macht der Trainer die Strapaze denn dann noch schwerer erträglich, indem er sich genüsslich trinkend daneben positioniert und dies – so scheint es – absichtsvoll und demonstrativ tut?

¹⁰ An dieser Stelle sei noch einmal darauf verwiesen, dass es sich bei den vorliegenden Deutungen lediglich um nicht-verifizierte Hypothesen handelt.

wieso CrossFitter womöglich die leistungsfähigeren Sportler sind;¹¹ nämlich nicht zuletzt aufgrund der Arbeit des Trainers, der die „Fitness-Folter“ sinnhaft gestaltet und nicht aufgrund des vermeintlich überlegenen, sportwissenschaftlichen Wissens.¹² In diesem Zusammenhang wird auch die karge Inneneinrichtung der Box sinnvoll: Eine Cross-Fit-Box ist kein „Ponyhof“. Hier wird gelitten, weil dies zum Erreichen der Ziele nötig und somit sinnvoll ist. Eine zu warme, einladende Dekoration der Räumlichkeiten würde diesen Effekt ebenso unterbinden, wie ein gänzlich antiautoritärer Trainer.¹³

5.6 Anfeuern

Die erste Auffälligkeit bezüglich des Anfeuerns ist, dass derartige Gesten zumeist gegen Ende der Trainingseinheit, also beim WOD auftauchen und sich dann weiter häufen. Besonders die letzten, verbleibenden Teilnehmer, die mit dem WOD nicht so schnell fertig waren, als die anderen, werden bevorzugt angespornt.

Komm gib Gas du schaffst es! (Beobachtungsprotokoll 07.07.2014)

So auf geht's kommt weiter. Nicht nachlassen! (ebd.)

„Kommt durchkämpfen noch 4 Minuten“ (Beobachtungsprotokoll 01.07.2014)

lauten für Gewöhnlich die verbalen „Hilfestellungen“. Wieso nimmt die Frequenz der Zurufe gegen Ende zu?

Klar ist, dass gerade in den späteren Phasen des Trainings die Kräfte schwinden und das Durchhalten im Kampf gegen die Uhr von Sekunde zu Sekunde härter wird (zu sehen, dass andere Teilnehmer bereits fertig sind, dürfte einen zusätzlichen Druck ausüben). Die Anfeuerungsrufe sind Accounts, die die Teilnehmer mit spezifischen Erwartungen konfrontieren und zugleich eine Aussage transportieren, um was es geht: in Momenten, während denen sich Schwäche zeigen könnte und ein

¹¹ Vergleiche hierzu Kuhn, 2013.

¹² Uns ist die Tragweite dieser Hypothese bewusst. Eine interdisziplinäre Überprüfung wäre unbedingt erforderlich.

¹³ Hier wären sicherlich weitere vergleichende Untersuchungen mit anderen Sportarten interessant, um die Frage zu klären, ob es sich um spezifische Eigenschaften von CrossFit handelt, oder ob die erwähnten Konfigurationen auch für andere Sportarten Geltung beanspruchen können.

Drang entstehen könnte, sich gehen zu lassen oder gar aufzugeben, muss insbesondere daran erinnert werden, dass die Devise Stärke-Zeigen bzw. Durchhalten lautet. In einer Sinnprovinz, innerhalb derer auf Stärke als Wert an sich verwiesen wird, ist ein Schwächer-Werden gegen Abschluss des Trainings kontraproduktiv. Die Aufgabe des Trainers ist es hier, mittels der Zurufe daran zu erinnern, unter welchem Vorzeichen man hier ist, womit er gleichzeitig mittels des Imperativs, dort insbesondere nach Stärke zu Streben oder es zumindest zu versuchen, wo sich unter objektiv leibkörperlichen Bedingungen Schwäche einschleicht, die Leistungsgrenzen der Körper durch sozialen Druck zu transzendieren versucht und selbst den schwächsten Teilnehmern auferlegt, das Image des unermüdlichen, leidresistenten, kämpferischen, starken CrossFitters aufrechtzuerhalten. Es wurde während der ganzen Zeit im Feld kein Teilnehmer beobachtet, der mit der Begründung, nicht mehr zu können, das WOD abbrach. Erneut sei verwiesen auf die Hypothese, dass es der soziale Druck ist, hergestellt durch den Trainer, der zu einem ganz erheblichen Teil für die sportliche Überlegenheit vieler CrossFitter verantwortlich ist. Wenn beim Fitnessstudio der Körper darauf hinweist, dass es nicht mehr geht, gibt es zwar in Form von diversen Trainern, anderen Besuchern oder Trainingspartnern ebenso sozialen Druck, der den Sportler dazu verpflichtet, allen leiblichen Widerpenstigkeiten zum Trotz, weiter zu trainieren. Von der Intensität des Drucks, die beim CrossFit aufgrund der stetigen Anwesenheit des ununterbrochen kontrollierenden Trainers und der anderen Teilnehmer in Verbindung mit stets für alle gemeinsam verbindlichen Übungen erzeugt wird, bleibt das klassische Studio aber weit entfernt. Des Trainers besonderes Geschick hierbei ist es, den Zwangsmechanismus getarnt als Unterstützungsleistung zu vermitteln.

5.7 Wissen und das Vorzeigen von Übungen

Der Trainer zeigt in der Regel die Übungen, die anstehen, indem er sie selbst in Slow-Motion ausführt und zusätzlich verbal erklärt. Hiermit definiert er einerseits ein Ideal, an dem sich die Teilnehmer zu orientieren haben und liefert hierdurch andererseits implizite Information bezüglich Hierarchie und Wissen: er ist es, der weiß, welche Übung gemacht werden soll und vor allem wie man sie macht. Per-

formativ wird so die Hierarchie innerhalb der Box zu Beginn jedes Trainings etabliert. Spannend ist nun die Frage, auf welcher Wissensgrundlage die Setzung der Idealausführung der Übung basiert. Für die Teilnehmer ist die richtige Ausführung die, die der Trainer vorzeigt, aber woher weiß der Trainer, was er wie vorzeigen soll und wieso ist diese Frage für die Teilnehmer scheinbar nicht weiter interessant? Der CrossFit-Trainer benötigt nicht zwangsweise sportwissenschaftliches Wissen auf akademischem Niveau. Um eine CrossFit-Box zu eröffnen benötigt man lediglich einen Trainerschein, über welchen auch der Trainer der untersuchten Box verfügt. Das Wissen stammt also nicht aus dem Labor und die Aneignung nicht aus Lehrbüchern. Es basiert laut des Trainers auf Erfahrung. Ein guter CrossFit-Trainer muss selbst ein guter CrossFitter sein. Man findet innerhalb der weltweiten CrossFit-Community auf Homepages, in Nachschlagwerken, „CrossFit-Bibeln“ und bei persönlichen Treffen und Austauschbeziehungen unter Trainern Wissen beispielsweise zum Thema Körper, Ernährung, Übungen, und Training. Entscheidend ist hierbei aber, dass dies Wissen zu sein scheint, das sich innerhalb einer Community herausgebildet hat und von charismatischen Führerfiguren etabliert, reproduziert und verbreitet wird, anstatt tatsächlich auf sportwissenschaftlicher Fundierung zu basieren. Dies betrifft nicht nur die Übungen selbst, sondern ebenso den speziellen Ernährungsplan, die sogenannte Paleo-Diät.¹⁴ Auch hierzu gibt es in der Box zwar ein Poster, von dem grundsätzliche Ernährungsregeln gelernt werden können; eine ernährungswissenschaftliche Basis existiert aber laut Aussage des Trainers selbst auch hier nicht. Wie ist es also möglich, dass das spezifische Wissen aus einer Art Szene oder Community kommt und keine fundiert wissenschaftliche Grundlage hat, aber die CrossFitter dennoch gute Fitnesswerte vorweisen können, obwohl sie sich gegen die offiziellen Regeln der Fitnessstudios, in denen zumindest partiell Sportwissenschaftler arbeiten, auflehnen? Die Antwort findet man in der zweiten vorliegenden Form von Wissen, nämlich jener, auf die die *Studies of Work* abzielen.

¹⁴ Es kann hier nicht zusätzlich auf die spezifischen Inhalte dieser Form der Ernährung eingegangen werden. Die exakten Wissenschaften streiten sich bezüglich der Paleo-Diät (vgl. Kuhn, 2013, p. 9). Was hier von Interesse ist, ist die wissenssoziologische Erkenntnis, dass der Trainer sein Wissen nicht von „zuverlässigen“ Ausbildungsquellen bezieht, sondern es innerhalb der Community vermittelt bekommt oder per Selbsterfahrung eigens generiert. Am Ende hält man sich an dies, was auf dem Poster steht, was der Trainer eben sagt oder was auf einschlägigen CrossFit-Homepages publiziert wird. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind dort uninteressant, wo Überzeugungen gefestigt werden.

Der Trainer verfügt über inkorporiertes Handlungswissen (vgl. Bergmann, 2006, p. 2), das es ihm ermöglicht, situativ mit dem nötigen Charisma und der passenden Dosis Autorität, Glaubwürdigkeit zu erzeugen. In Kombination mit der Glaubensbereitschaft der Anhänger wird bei jedem Training aufs Neue rituell mittels Vormachen und Erklärung der Übungen konstatiert, dass der Trainer über das Wissen verfügt, auf das die Teilnehmer angewiesen sind, wodurch dann auch die Hierarchie innerhalb der Box hergestellt wird. Die Art und Weise, wie Übungen vorgestellt, beschrieben und angeleitet werden, hat einen rituellen Charakter: Hinsichtlich des Inhalts oder der Funktion der Übungen ist festzuhalten, dass es sich um ein immer gleiches oder zumindest ähnliches Set an Übungen handelt. So wird stets ein Rahmen für die Veranstaltung bzw. das bevorstehende Handeln geliefert. Das Fazit dieser Überlegung ist, dass im Extremfall ein CrossFit-Trainer, der zwar sportwissenschaftlich versiert ist, aber weder Charisma noch Glaube an das szenintern verbreitete Wissen besitzt, nicht geeignet ist für diese Arbeit. Genauso wenig wird sich ein Teilnehmer rituell in den Bann des Geschehens ziehen lassen, welcher mit statistisch wissenschaftlicher Neugierde ganz genau wissen möchte, warum er nun diese und jene Bewegung ausführen soll und der sich von Charisma und Autorität nicht beeindrucken lässt. Die Voraussetzung dafür, dass die Übungen widerstandslos und unhinterfragt, wie vom Trainer vorgemacht, ausgeführt werden, scheint die zu sein, dass der Trainer mit dem ganzen Spektrum seiner Aktivitäten bei den Trainierenden glaubwürdig erscheint.

Die zentrale Schlussfolgerung scheint folgende zu sein: Der CrossFit-Trainer ist nicht, wie im Vorfeld vermutet, dazu da, Sinn durch die Vermittlung objektiven Wissens herzustellen. Vielmehr bewerkstelligt er dies, indem er innerhalb der CrossFit-Community entstandenes Wissen charismatisch-autoritär so inszeniert, dass sich die Teilnehmer der Verantwortung über das kommende Geschehen entledigen können und gleichzeitig in eine sinnhaft-kohärente Enklave entführt werden, in der das zur Zielerreichung notwendige Leid kultiviert und sinnhaft eingebettet wird, woraus die Möglichkeit entsteht, sich sportlich-elitär von der Außenwelt abzugrenzen und temporär zur verschworenen Gemeinschaft zu werden. In dieser Inszenierung manifestiert sich die Arbeit des CrossFit-Trainers. Spätestens hier sind,

wie wir sehen werden, Parallelen zu Sekten und Religionen nun nicht mehr zu leugnen.

Though the CrossFit is commonly tagged as a style of training, CrossFit is certainly not solely a genre of fitness programming. CrossFit has become its own community and a way of life for those who chose to embed themselves in the lifestyle. (Kuhn, 2013, p. 10)

6 CrossFit-Trainer, Gurus und Priester

Für eine Einbettung unserer Hypothesen und Ergebnisse in einen umfassenderen, weiter gespannten Rahmen ist es nunmehr unerlässlich, weitere Literatur zum Thema zu Rate zu ziehen – nicht zuletzt deshalb, weil selbst nicht unter dem Gesichtspunkt von Sekten oder Religionen geforscht wurde, sondern diese vermuteten Parallelen unerwartete Resultate der Arbeit waren. Viel Gelegenheit, eigene Forschungsergebnisse mit bereits vorhandenen zu überdecken, gab es aber ohnehin nicht. So spricht Dawson (2014) von einem „noticeable gap in the *scholarly* literature regarding CrossFit“ (p. 5), worüber auch wir sehr schnell in Kenntnis gelangten. Sport im Allgemeinen (Benkel, 2012) und hier CrossFit im Besonderen haben eine religiöse Dimension. Benkels Ausführungen zu Sport beziehen sich zwar nicht explizit auf CrossFit, lassen sich aber sehr gut damit verknüpfen, denn es geht bei beiden

um rituelle und kultische Elemente, die *performativ verwirklicht werden*; bei beiden sind Überzeugungen, Praktiken, Gebote und Bewährungspassagen entscheidende Stützfeiler des sinnhaften Handelns; und bei beiden regiert eine *Ethik der Lebensführung*, die über die unmittelbaren ‚Expertenhandlungen‘ (wie etwa die Sportausübung oder das Gebet) hinaus geht. Nicht *dass* der Körper dieses oder jenes tut, ist entscheidend, sondern die damit verbundene (dahinter stehende) *Überzeugung*, dass er dies tun *muss*, damit das Sinnmotiv verwirklicht werden kann. (Benkel, 2012, p. 67)

Es lassen sich hier ganz deutlich Schnittpunkte zu unseren Befunden erkennen: beispielsweise wird beim CrossFit die Ethik der Lebensführung (z.B. Paleo-Diät) vertreten durch das „Wissen“ des Trainers, das jener als das Expertenwissen inszeniert. Ebenso die Übersetzung der körperlich oft enorm anstrengenden Bewegungen in eine kohärente, schlüssige Narration, die das Geschehen mit Sinn versieht und so eine gemeinsame Überzeugungsgrundlage herstellt, taucht hier auf. Benkel nennt weitere Schnittpunkte, die im Folgenden in Tabellenform aufgelistet und mit Gedanken und Folgerungen aus unserer Forschung ergänzt wurden.

	Religion	Sport	CrossFit
Darstellung von Ehrgeiz-/Engagement-Handlungen	Überzeugungen werden gegenüber Umwelt aufrechterhalten	Überzeugungen werden gegenüber Umwelt aufrechterhalten	z.B. Bewegungs-affinität, Integration von Sport in den Alltag
Unter-drückung physischer Widerstände	Körperversuchungen	Leistungsgrenzen, Schmerz	Transzendierung körperlicher Grenzen
Unter-drückung psychischer Widerstände	Zweifel	Motivation	Anfeuern, Kontrollblicke, Durchhalten
Ausdauerwille	Permanenz des Glaubens	Konsequente Zielvorgabenorientierung	WOD muss beendet werden oder Zeit ablaufen
Spezifischer Kult/ Sozialcharakter	Verschworenheit, Expertenwissen, Anerkennung von Vorgaben/ Autoritäten	Verschworenheit, Expertenwissen, Anerkennung von Vorgaben/ Autoritäten	Glaube daran, dass Trainer weiß, wie man trainieren und essen muss; Folgsamkeit
Idealismus	Gewissheitsüberzeugung	Fairnessüberzeugung	Überzeugung, die Welt durch besseren Sport und bessere Ernährung gesünder (besser) zu machen ¹⁵

(Abb.1: eigene Tabelle, entworfen mit Hilfe von Benkel, 2012, p. 68f.)

Gerade in wissenssoziologischer Hinsicht scheint der Vergleich zwischen Priester und Trainer nicht allzu weit hergeholt zu sein: wissenschaftlich eindeutig abgesichert ist das Wissen nicht; die Verbreitung des Wissens erfolgt aber in beiderlei Hinsicht über Macht, Charisma und Glaubensbereitschaft.

¹⁵ Vgl. hierzu auch Kuhn, 2013, p. 13.

Die Funktion des Trainers im Sport könnte *cum grano salis* in der Funktion des Priesters eine Entsprechung finden, der seine im Studium und in der religiösen Arbeitspraxis erlangten Wissensbestände an andere weiter gibt, die ihren Glauben ‚trainieren‘ wollen. (Benkel, 2012, p. 69)

Auch Dawson (2014) kommt zum Ergebnis, dass sowohl Gedanken, als auch Handlungen der CrossFit-Teilnehmer durch den Guru (den Trainer) und durch die Teilnehmer selbst kontrolliert werden, was aber zu keiner Auflehnung gegen den Gesamtkontext führt, da man die Überzeugung vertritt, eine Einhaltung der Norm sei im eigenen Interesse (vgl. p. 3). Entscheidende Parallelen zu Sekten sind laut Dawson unter anderem, das Verhindern von Infragestellungen, die intendierten Versuche, Zweifel zu unterbinden, die detaillierte Diktion des Fühlens, Denkens und Handelns der Mitglieder, die Beanspruchung eines elitären Status als Gruppe, die fehlende Rechenschaftspflicht des Führers gegenüber anderen Führern¹⁶ (vgl. ebd., p. 8f.). Die latente Ausübung von Zwang, hergestellt durch den Trainer und aufgegriffen und reproduziert durch die Teilnehmer selbst, ist es, die eine derartige Effektivität gewährleistet. Der Vorschlag von Dawson ist es, CrossFit weder als Sekte, noch als Religion sondern als „reinventive institution“ zu bezeichnen. Jene ist

a material, discursive or symbolic structure through which voluntary members actively seek to cultivate a new social identity, role or status. This is interpreted positively as a process of reinvention, self-improvement or transformation. It is achieved through not only formal instruction in an institutional rhetoric, but also the mechanisms of performative regulation in the interaction context of an inmate culture. (Ebd., p. 2)

Folgt man dieser Beschreibung der „reinventive institution“ und wendet sie auf die Ergebnisse der vorliegenden Studie an, kann man folgern, dass CrossFit in der Tat als eine solche definiert werden kann. Insbesondere die Aspekte des Sich-neu-Erfindens und -Verbesserns führen in der Tat zu einer Transformation, die sich nach einer gewissen Phase des regelmäßigen Trainings nicht nur sichtbar in körperliche Dimensionen niederschlägt, sondern sich eben auch unter identitätsspezifischen Gesichtspunkten maßgebend manifestiert. Das Muskelvolumen wächst genauso an,

¹⁶ Tatsächlich dürfte ein CrossFit-Trainer kaum Debatten mit Sportwissenschaftlern führen, die von ihm statistische Nachweise bezüglich der Effizienz seines Trainings verlangen. Validität ist für ihn gegeben durch die Fitness der Teilnehmer, die zwar unbestritten zugestanden werden muss, aber wie wir glauben, gezeigt haben zu können, ihre Basis vielmehr in der Gruppendynamik, als im fundierten Wissen über Körper und Biologie hat.

wie der CrossFitter in seine Rolle als festes Mitglied der Gruppe hinein. Durch stetig wiederkehrende und gleich bzw. ähnlich verlaufende Workouts wird der Status und Lifestyle des CrossFitters zunächst aufgebaut bzw. angeeignet und sodann innerhalb des Trainings performativ reproduziert und zementiert.

Die Parallelen zwischen CrossFit und Sekten bieten also folglich, ebenso wie die Betrachtung von CrossFit als „reinventive institution“, Potential für wissenschaftliche Anknüpfungspunkte in Form von weiteren Forschungsprojekten zum Thema.

7 Zusammenfassung

Aus der Analyse unseres Datenmaterials ergab sich, dass die Aufgabe des CrossFit-Trainers nicht (primär) die Vermittlung von (sportwissenschaftlichem) Fachwissen ist. Der Trainer muss die Teilnehmer bei jedem Training aufs Neue in die ebenso immer wieder situativ entworfene Sinneklave entführen, performativ eine Hierarchie etablieren, Normen und Werte definieren, durch die räumliche Anordnung Kontrollmöglichkeiten gewährleisten, Ziele setzen, die als bessere Lebenswahrheit an sich gelten und – um diese Subsinnwelt aufrechtzuerhalten – motivieren. Die Mittel, derer er sich hierzu bedient – also die Antworten auf die Frage nach dem *Wie* – sind Herstellung von Glaubwürdigkeit durch Charisma, Autorität und Selbstinszenierung als Wissender, der auf spezifische Formen von Wissen zurückgreifen kann und leibkörperliche Präsentation idealer Ausführungen der Übungen, womit wiederum situativ angezeigt werden soll, dass das unterstellte Wissen wirklich gewusst wird. Dies wird vermittelt durch eine spezifische räumliche Anordnung, Sprechakte (Befehle, Korrekturen, Anfeuerungen), Blickverhalten, sowie absichtlich darstellerische Einlagen (Trinken) und zementiert durch die damit stets einhergehende Darbietung von Lockerheit und Witz, um den latenten Zwangsmechanismus so zu kaschieren, dass potentielle Kritik a priori dergestalt unterbunden werden kann, dass die eigens imaginierte, antizipierte Reaktion hierauf stets „Es ist doch gar nicht so gemeint, wir sitzen alle im selben Boot“ lauten könnte. Der CrossFit-Trainer muss dafür Sorge tragen, dass das wohl jeder leistungssportlichen Betätigung genuin inhärente Leid in einen sinnhaften größeren Zusammenhang integriert werden und somit sogar affirmativ konfrontiert werden kann. Ebenso müssen aufkommende Schwäche und Nachlassen bereits im Keim erstickt werden, da jene

ordnungsgefährdend wirken könnten, weil sie das Image des unerschütterlichen, überlegenen Leistungssportlers bedrohen. Sobald mehr Schwäche als Stärke im Raum anzutreffen wäre, würde die Gesamtunternehmung in Frage gestellt werden, da so die Einlösbarkeit des Versprechens, hier zu ungeahnter Stärke zu kommen, ins Wanken geraten würde. Die Stärke, zu der man geführt werden kann, ist dann jene, die es einem ermöglicht, das harte Workout unter Beeinflussung des Trainers durchzuhalten. Hierzu wird man passiv geführt, weil man die Kontrolle und Verantwortung an jemanden abgibt, der vorgibt zu wissen, was richtig ist. Dies ist die Grundvoraussetzung um gesünder, fitter und stärker zu werden. Dafür bedarf es zweierlei Kompetenzen: auf der Seite des Trainers muss die Darstellung gekonnt und überzeugend ausgeführt werden, was sein spezifisches „know-how“ ist, und auf der Seite der CrossFit-Teilnehmer muss die Fähigkeit mitgebracht werden, sich von dieser Darstellung fesseln zu lassen. Das harmonische Zusammenspiel beider Elemente ergibt die idealtypische CrossFit-Truppe. Diese Interpretation führte zur Feststellung, dass es offenbar Schnittstellen zwischen CrossFit und Religionen bzw. Sekten gibt und zur Vermutung, dass der CrossFit-Trainer ebenso Parallelen zu Priestern und Gurus aufweisen könnte, wie die CrossFit-Teilnehmerschaft zur Glaubensgemeinde.

Abschließend lässt sich feststellen, dass CrossFit aus soziologischer und sozialwissenschaftlicher Sicht hoch interessant bleibt, da es noch weitestgehend unerforscht ist. In dem von uns geführten ethnografischen Gespräch mit dem Trainer sagte dieser: „CrossFit ist für jeden, aber nicht jeder ist für CrossFit!“ (00:53:52-1). Bezogen auf den noch sehr überschaubaren Stand der Forschung wäre es also gewiss angebracht, wenn fortan mehr Interessenten „für CrossFit“ wären und die Sozialforschung so das zweifellos enorme Entdeckungspotential, das diese Sportart bietet, ausschöpfen würde – auch wenn der Trainer diesen Satz womöglich anders gemeint haben könnte.

Literatur

Baker, Carolyn. D. (2002). Ethnomethodological Analysis of Interviews, In: Gubrium, Jaber. F. & Holstein, James. A. (Eds.): *Handbook of Interview Research. Context and Method.* (pp. 777-796). Thousand Oaks: Sage.

- Benkel, Thorsten (2012). Der Körper als Medium der Transzendenz. Spurensuche in den Sinnwelten von Religion und Sport. In Robert Gugutzer & Moritz Böttcher (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion* (pp. 49-72). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bergmann, Jörg (2006). Studies of Work. In Felix Rauer (Hrsg.): *Handbuch der Berufsbildungsforschung* (pp. 1-9). Bielefeld: Bertelsmann.
- Dawson, Marcelle (2014). "Fitter, Faster, Stronger, Better": *CrossFit as a Reinventive Institution*. Paper presented at the XVIII conference of the International Sociological Association, held in Yokohama, Japan, 13-19 July.
- Diekmann, Andreas (2008). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen Methoden Anwendungen*. Reinbek. Rowohlt.
- Emerson, Robert. M. & Fretz, Rachel. I. & Shaw, Linda L. (1985). *Writing Ethnographic Fieldnotes*. University of Chicago Press.
- Kuhn, Steven. (2013). *The Culture of CrossFit: A Lifestyle Prescription for Optimal Health and Fitness*. Senior Theses – Anthropology, Paper 1.
- Meyer, Christian; von Wedelstaedt, Ulrich (2013). Skopische Sozialität. Sichtbarkeitsregime und visuelle Praktiken im Boxen. *Soziale Welt*, 64, 69-95.
- Plessner, Helmuth (2003). Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In *Gesammelte Schriften VII* (pp. 201-389). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schindler, Larissa (2011). Teaching by Doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen. In Reiner Keller & Michael. Meuser (Hrsg.), *Körperwissen* (pp. 335-350). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Anton Livshits

Thanatopolitik

Die Kehrseite der Macht über das Leben

Zum Autor

Anton Livshits, geb. 1993, studiert im 6. (Bachelor-)Semester Soziologie mit Nebenfach Philosophie an der Universität Konstanz. Inhaltlicher Schwerpunkt des Studiums ist die Kultursociologie, sein Interesse gilt dabei insbesondere Fragen der Macht sowie der Körperlichkeit.

Kontakt: anton.livshits@uni-konstanz.de

Abstract

Mit dem Begriff der Biomacht beschreibt Foucault die Machtform der Moderne, die in erster Linie produktiv ist und die Vermehrung des Lebens zum Ziel hat. In Anbetracht der historischen Umstände ist es jedoch verfehlt davon auszugehen, dass die souveräne Macht über den Tod gänzlich von dieser Biomacht abgelöst wurde. Foucault zeigt auf wie sich die modernen Staaten mit Hilfe des Rassismus, der den biopolitischen Körper in zwei Teile teilt, der Macht über den Tod bedienen können. Giorgio Agamben merkt dagegen an, dass die souveräne Macht schon immer auch Biomacht war, da das Leben, welches nur durch seine Tötbarkeit mit der Macht in Beziehung gesetzt werden kann, schon immer ihr primärer Bezugspunkt war.

1 Einleitung

Mit den Konzeptionen der Biomacht respektive der Bio-Politik¹ eröffnete Michel Foucault die Möglichkeit, Macht auf eine grundlegend andere Art und Weise zu denken. In einem Schema, welches nicht an die Begrifflichkeiten des Rechts oder der Souveränität gebunden war. Daraus ließ sich eine Analyse der Moderne entwickeln, welche den wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Humanwissenschaften nachhaltig verändert hat.

Eine derartige Konzeption der Macht und ihrer Ausübung innerhalb der Moderne, die ihre produktiven und das Leben vermehrenden Aspekte im Fokus hat und diese so in einen Kontrast zur souveränen Macht des Schwertes früherer Epochen setzt, stößt allerdings unweigerlich auf Schwierigkeiten, wenn sie mit der historischen Realität konfrontiert wird. Schließlich war die Moderne auch die Epoche der, dank technologischer Entwicklungen, in diesem Ausmaß noch nie gesehenen Kriege und Genozide, und thanatopolitische Praktiken der Tötung und Exklusion zählten und zählen nach wie vor fest zum Arsenal der Politik.

Die folgende Arbeit setzt in diesem Spannungsfeld zwischen Affirmation und Negation des Lebens an und versucht den Zusammenhang zwischen der Bio-Politik und ihrer Schattenseite – der Thanato-Politik – herauszuarbeiten. Als Ausgangspunkt wird dafür zunächst eine Definition der Bio-Politik, wie sie von Foucault selbst gegeben wird, skizziert. Darauf folgt eine theoretische Reflexion über die thanatopolitische Problematik, welche sich neben Foucaults eigenen Überlegungen in erster Linie auf die Ausführungen Giorgio Agambens erstrecken wird. Zu guter Letzt soll noch anhand von Achille Mbembes Begrifflichkeit der *Nekropolitik* die Vereinbarung dieser beiden Konzeptionen aufgezeigt werden.

Die hier vorgelegte Analyse kann dabei natürlich nicht den Anspruch stellen, den gesamten wissenschaftlichen Diskurs zu dieser Thematik zu berücksichtigen. An

¹ Die Begriffe Biomacht und Bio-Politik sind, wie Pieper et al. anmerken, bei Foucault „zumeist nicht klar unterschieden“ (Pieper et al. 2011, p. 8), weswegen auch diese Arbeit auf den Versuch einer präzisierenden Unterscheidung verzichtet und die Begriffe als quasi austauschbar betrachtet.

dieser Stelle soll insbesondere auf das Werk von Roberto Esposito verwiesen werden. Aber auch die Werke von Hannah Arendt und Walther Benjamin scheinen, obwohl sie nicht unter einem biopolitischen Paradigma arbeiten, zur weiteren theoretischen Arbeit fruchtbar zu sein.

2 Bio-Politik – eine Definition

Die souveräne Macht früherer Epochen äußerte sich für Foucault „lange Zeit [als] das Recht über Leben und Tod“ (Foucault 1977, p. 161). Dies ist wie er später präzisiert: „in Wirklichkeit das Recht, sterben zu *machen* und leben zu *lassen*“ (ebd., p. 162). Die souveräne Macht offenbart sich also in erster Linie in der Entscheidung darüber, wer sterben muss. Der von ihr vorgenommene Zugriff auf das Leben (beziehungsweise den Körper) ist dediziert Negativ und äußert sich primär in der Anwendung von Gewalt. Damit korrespondiert diese Macht mit einem historischen Gesellschaftstyp:

[I]n dem sich die Macht wesentlich als Abschöpfungsinstanz, als Ausbeutungsmechanismus, als Recht auf Aneignung von Reichtümern, als eine den Untertanen aufgezwungene Entziehung von Produkten, Gütern, Diensten, Arbeit und Blut vollzog. Die Macht war vor allem Zugriffsrecht auf die Dinge, die Zeiten, die Körper und schließlich das Leben, sie gipfelte in dem Vorrecht, sich des Lebens zu bemächtigen, um es auszulöschen. (Ebd.)

Seit dem klassischen Zeitalter beobachtet Foucault jedoch eine grundlegende Veränderung dieser Mechanismen. Die oben beschriebene Abschöpfung hört auf die einzige Form der Machtausübung zu sein, sondern wird „nur noch ein Element unter anderen Elementen, die an der Anreizung, Verstärkung, Kontrolle, Überwachung, Steigerung und Organisation der unterworfenen Kräfte arbeiten“ (Foucault 1977, p. 163). Diese Macht ist also ihrem Wesen nach produktiv, ihr Ziel ist nicht die Ausbeutung, sondern die Vermehrung der ihr unterworfenen Subjekte. Folglich musste das alte Recht über den Tod durch ein neues Recht ergänzt werden, „durch ein Recht, das ersteres nicht beseitigt, sondern in es eindringt, es durchdringt, verändert und das ein Recht oder vielmehr eine genau umgekehrte Macht ist: die Macht, leben zu *machen* und sterben zu *lassen*“ (Foucault 1999, p. 284).

Diese neue Form der Macht macht es sich zur Aufgabe das Leben zu verwalten, mit

dem Ziel seiner „vollständige[n] Durchsetzung“ (Foucault 1977, p. 166). Foucaults Genealogie dieser Machtform beschreibt zwei distinktive Hauptformen, die auf unterschiedlichen Ebenen operieren und sich so zur Macht über das Leben ergänzen.

Dies wäre zunächst die *Disziplinarmacht*, diese fokussiert sich auf den individuellen „Körper als Maschine“. Das Ziel ist eine Vermehrung seiner physischen und geistigen Fähigkeiten, sowie eine zunehmende Integration in ökonomische und andere gesellschaftliche Kontroll- und Verwertungssysteme. (vgl. Foucault 1977, p. 166)

Diese mikrophysisch wirkende Macht operiert über Disziplinarinstitutionen – wie Kasernen, Schulen, Hospitäler, Gefängnisse, Fabriken, Erziehungsanstalten und Familien. Sie diffundiert bis in die feinsten Kapillarien der Gesellschaft, indem sie sich als normierendes und ordnendes Prinzip in die Körper einschreibt, verinnerlicht wird und so auf die jähren und gewaltförmigen Verfahren der Souveränität tendenziell zu verzichten vermag. (Pieper et al. 2011, p. 10)

Seit dem 18. Jahrhundert beobachtet Foucault außerdem die Entwicklung einer zweiten Machtform, diese operiert im Unterschied zur Disziplinarmacht nicht auf der Mikro-, sondern auf der Makroebene. Dort wo sich die Disziplinarmacht mit dem individuellen Körper befasst, erschafft sich diese neu entstehende *Regulierungsmacht* einen neuen Körper, „eine[n] multiple[n] mit zahlreichen Köpfen“ (Foucault 1999, p. 289). Das Konzept der *Bevölkerung*, mit den dazugehörigen Problemfeldern, wie etwa den Geburten- und Sterberaten, tritt so, als problematisierter Gegenstand der nun entstehenden Bio-Politik, in die Geschichte ein (vgl. ebd., p. 286).

Zu den dafür verwendeten Machttechniken führt Foucault aus:

In den von der Bio-Politik errichteten Machtmechanismen handelt es sich zunächst natürlich um Vorhersagen, statistische Bewertungen und globale Messungen; es geht aber auch darum[...] wesentlich auf der Ebene der Gründe dieser allgemeinen Phänomene einzugreifen, auf der Ebene der Phänomene, insoweit sie global sind. [...] Es geht insbesondere darum, Regulationsmechanismen einzuführen, die in dieser globalen Bevölkerung mit ihrem Zufallsfaktor ein Gleichgewicht herstellen. (Foucault 1999, p. 290)

Bei einer Betrachtung der von der Bio-Politik problematisierten Phänomene wird schnell deutlich, dass diese zumeist medizinischer beziehungsweise biologischer

Natur sind. Was sich hier erkennen lässt, ist also eine zunehmende Verschränkung der Sphäre des Politischen und der des Biologischen. *Macht über das Leben* bedeutet also, dass das Leben selbst zunehmend zum Zielobjekt der Machtausübung wird:

[D]ie biologische Modernitätsschwelle einer Gesellschaft liegt dort, wo es in ihren politischen Strategien um die Existenz der Gattung selber geht. Jahrtausende hindurch ist der Mensch das geblieben, was er für Aristoteles war: ein lebendes Tier, das auch einer politischen Existenz fähig ist. Der moderne Mensch ist ein Tier, in dessen Politik sein Leben als Lebewesen auf dem Spiel steht. (Foucault 1977, p. 170f.)

3 Thanato-Politik

In Anbetracht dieser Konzeption von Macht (beziehungsweise dieser Konzeption der Moderne) öffnet sich nun der Blick auf die Komplexität der anfangs umrissenen Problematik. Foucault, der sich jener Problematik und ihrer Erklärungsbedürftigkeit innerhalb seines theoretischen Paradigmas bewusst zu sein scheint, umreißt die uns hier interessierende Fragestellung mit folgenden Sätzen:

Wie kann eine solche Macht töten, wenn es stimmt, daß es im wesentlichen darum geht, das Leben aufzuwerten, seine Dauer zu verlängern, seine Möglichkeiten zu vervielfachen, Unfälle fern zu halten oder seine Mängel zu kompensieren? [...] Wie kann diese Macht, die wesentlich die Hervorbringung von Leben zum Ziel hat, sterben lassen? Wie kann man die Macht des Todes, wie kann man die Funktion des Todes in einem rund um die Bio-Macht zentrierten politischen System ausüben? (Foucault 1977, p. 162)

In einer derartigen Formulierung der Fragestellung klingt schon der Fokus seiner Konzeption der Thanato-Politik an. Wie aus den Ausführungen zu Foucault -mit denen im Folgenden zunächst begonnen wird- deutlich werden sollte, geht es ihm in erster Linie um die Antwort auf die Frage des *Wie*. Foucault will hauptsächlich erklären wie die *Funktion des Tötens* innerhalb der Moderne ausgeführt wird. Johannes Scheu etwa sieht hier die Schwäche in Foucaults Erklärungsmodell, ein derartiger Funktionalismus erscheint ihm „– nicht zuletzt aus einer historisch-genealogischen Perspektive- befremdlich [...]“ (Scheu 2014, p. 69). Im Rahmen der nun folgenden Ausführungen soll daher, unter Zuhilfenahme des Werkes von Giorgio Agamben, der Versuch unternommen werden, gewissermaßen über Foucault *hinauszugehen* und so, neben dem *Wie*, auch eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem *Warum des Tötens* aufzuzeigen.

3.1 Michel Foucault: Rassismus

Mit Blick auf die Geschichte der gewaltsamen Konflikte innerhalb der Moderne merkt Foucault an:

Nie waren die Kriege blutiger als seit dem 19. Jahrhundert und niemals richteten die Regime – auch bei Wahrung aller Proportionen – vergleichbare Schlachtfeste unter ihren eigenen Bevölkerungen an. Aber diese ungeheure Todesmacht kann sich zum Teil gerade deswegen mit solchem Elan und Zynismus über alle Grenzen ausdehnen, weil sie ja nur das Komplement einer positiven *Lebensmacht* darstellt [...]. Kriege werden nicht mehr im Namen eines Souveräns geführt, der zu verteidigen ist, sondern im Namen der Existenz aller. Man stellt ganze Völker auf, damit sie sich im Namen der Notwendigkeit ihres Lebens gegenseitig umbringen. Die Massaker sind vital geworden. (Foucault 1977, p. 163)

Was sich hier also offenbart ist ein anderer Umgang gegenüber dem Töten, geschah dieses ehemals als ein Akt der souveränen Machtausübung, so ist es jetzt zu einer *vitalen* Notwendigkeit geworden. Das Leben der einen kann nur durch die Negation des Lebens der Anderen gesichert und vermehrt werden. Um eine derartige Ausübung der Funktion des Tötens zu erklären, bringt Foucault den Begriff des *Rassismus* ins Spiel. Dieser ist dabei gewiss nicht auf seine (vermeintlich) biologische Bedeutung beschränkt, viel mehr beschreibt er jegliche diskursive Einteilung einer Gesellschaft in zwei Gruppen, „die sich trotz ihres Zusammenlebens aufgrund von Unterschieden, Asymmetrien und Schranken, welche sich Privilegien, Sitten und Rechten, der Vermögensverteilung und der Art der Machtausübung verdanken, nicht vermischt haben“ (Foucault 1999, p. 96). Sowohl der Nazi-Diskurs des Rassenkampfes als auch der kommunistische Klassenkampf-Diskurs, aber etwa auch eine religiös motivierte Einteilung der Population in Gläubige und Ungläubige, fallen also in dieses Schema der Differenzierung.

Mit dem Aufkommen der Biomacht treten staatliche Macht und Rassismus für Foucault in ein untrennbares Verhältnis:

Ab da schreibt sich der Rassismus als grundlegender Mechanismus der Macht ein, wie sie in den modernen Staaten eingesetzt wird, und bedingt, daß es kaum ein modernes Funktionieren des Staates gibt, das sich nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einer gewissen Grenze und unter bestimmten Bedingungen des Rassismus bedient. (Foucault 1999, p. 301)

Der Rassismus ist somit ein Mittel um innerhalb des zu verwaltenden Bevölkerungskörpers, der zunächst ein *Kontinuum* darstellt, *Zäsuren* einzuführen, zunächst: „die Zäsur zwischen dem, was leben, und dem, was sterben muß“ (Foucault 1999, p. 301). Mit dieser Operation wird so eine Grenze gezogen, die ein gesellschaftliches Inneres und Äußeres voneinander trennt. Gleichzeitig sorgt der Rassismus für die Etablierung einer Beziehung zwischen diesem Innen und Außen, also zwischen dem eigenen Leben und dem Tod des Anderen. Diese fasst Foucault mit den Worten: „je mehr du sterben läßt, um so mehr wirst du deswegen leben“ (ebd.). Eine derartige Beziehung ist für ihn aber kein unmittelbares Produkt der Moderne, sie stammt viel eher aus der kriegerischen Beziehung (*wenn du leben willst, musst du deine Feinde töten*) früherer Epochen. Durch den Rassismus wird sie lediglich in eine Form gebracht, die mit der Biomacht kompatibel ist. Mit der Konsequenz, dass der Tod des Anderen nun nicht nur dem einzelnen Individuum Vorteile verschafft, sondern die eigene Gattung beziehungsweise den biopolitischen Körper als Ganzes stärkt (vgl. Foucault 1999, p. 301f.). Weil diese Beziehung also biologischer Natur ist, garantiert der Rassismus so „die Bedingung für die Akzeptanz des Tötens in einer Normalisierungsgesellschaft“ (ebd., p. 302) und nur durch ihn kann der Moderne Staat die eigentlich zum Arsenal der souveränen Macht zählende Funktion des Tötens² ausüben.

Historische Beispiele für die Anwendung dieses Mechanismus lassen sich wohl zu genüge finden. Dort wäre gewiss der Kolonialismus (auf welchen wir später noch eingehen wollen) mit seinen Völkermorden, in dem Foucault die Wurzel des modernen Rassismus verortet (vgl. Foucault 1999, p. 304), aber „auch die Kriminalität wurde ab diesem Zeitpunkt in Begriffen des Rassismus gedacht, da sie im Mechanismus der Bio-Macht die Tötung des Kriminellen und seine Beseitigung möglich werden lassen mußte. Dasselbe gilt für den Wahnsinn und für die verschiedenen Anomalien“ (ebd., p. 305).

² Hierunter fasst Foucault nicht nur das physische Töten, „sondern auch alle Formen des indirekten Mordes [bzw. des sozialen Tötens]: jemanden der Gefahr des Todes ausliefern, für bestimmte Leute das Todesrisiko oder ganz einfach den politischen Tod, die Vertreibung, Abschiebung usw. erhöhen“ (Foucault 1999, p. 303).

Das aber wohl prägnanteste und sich am meisten aufdrängende Beispiel ist der Nazismus, seine Besonderheit liegt darin, dass in ihm die moderne Macht über das Leben und die archaische, souveräne Macht über den Tod „absolut zur Deckung“ (Foucault 1999, p. 307) gebracht werden. Die Folge dessen war einerseits ein noch nie dagewesener, mörderischer Rassismus, wie er durch die Shoah versinnbildlicht wird. Gleichzeitig soll aber auch die eigene Rasse „der absoluten und universellen Todesgefahr“ (ebd.) ausgeliefert werden, denn nur durch diese *Erneuerung* kann sie ihre biologische Überlegenheit behaupten.

In letzter Konsequenz mündete diese Art der Politik also nicht nur in Vernichtung für die andere, sondern auch in den Selbstmord der eigenen Rasse. Foucault merkt an, dass diese hier gewiss auf ihr zerstörerisches Maximum getriebene Mechanik des Rassismus allen biopolitisch agierenden Staaten innewohnt (vgl. Foucault 1999, p. 308):

Der Rassismus ist an das Funktionieren eines Staates gebunden, der sich zum Zweck der Ausübung seiner souveränen Macht der Rasse, der Eliminierung der Rassen und der Reinigung der Rasse zu bedienen gezwungen sieht. Das Nebeneinander oder vielmehr das Funktionieren der alten souveränen Macht des Rechts über den Tod durch die Bio-Macht bringt es mit sich, daß der Rassismus erneut funktioniert, erneut zum Einsatz gebracht wird und aktiv sein kann. (Foucault 1999, p. 305f.)

So gesehen gelingt es Foucault, die fatale Verschränkung dieser beiden Machtformen nachzuzeichnen, seine Konzeption bleibt aber in einem schon bei der Explikation der Fragestellung angesprochenen Funktionalismus verhaftet. Johannes Scheu hält Foucault daher folgende Fragen entgegen:

Warum aber – so wäre Foucaults Argumentation entgegenzuhalten – braucht die Bio-Macht denn überhaupt den Tod? Weshalb rekurriert sie in Gestalt des Rassismus auf ein politisches ‚Hilfsmittel‘, durch das sich ‚die Akzeptanz des Tötens in einer Normalisierungsgesellschaft‘ garantieren lässt? [...] Selbst vor dem Hintergrund einer evolutionistischen ‚Analytik der Endlichkeit‘ stellt sich jedoch weiterhin die Frage, warum eine Bio-Macht ‚die sich laut Foucault doch gerade dem Schutz und der Vervielfältigung des Lebens verschreibt, zugleich – und scheinbar zwangsläufig – eine Affinität gegenüber der biologistischen Tötungslegitimation hegt, anstatt auch das vom evolutionstheoretischen Diskurs³ als minderwertig deklarierte Leben in ihren disziplinierenden sowie regulierenden Kontrollbereich miteinzubeziehen.

³ Siehe etwa (Foucault 1999, p. 303f.).

(Scheu 2014 , p. 69f.)

Einer ursächlichen Explikation dieses Punktes, an dem sich souveräne Todesmacht und moderne Biomacht kreuzen, scheint sich Foucault daher schlussendlich zu entziehen. Giorgio Agamben, welcher übrigens, wie Scheu kritisch auffällt (vgl. Scheu 2014, p. 66), Foucaults Ausführungen zum Rassismus komplett unbeachtet lässt, sieht hier einen „blinde[n] Fleck im Gesichtsfeld des Forschers“ (Agamben 2002, p. 16). Mit seiner nicht unumstrittenen *Homo Sacer* Reihe setzt er sich daher das Ziel, Foucault gewissermaßen zu Ende zu denken.

3.2 Giorgio Agamben: Macht und nacktes Leben

Trotz des oben Ausgeführten mag Agambens Ansatz zur Bio-Politik, mit welchem wir uns nun befassen wollen, mit seiner Konzentration auf die Termini des Rechts und der Souveränität zunächst befremdlich erscheinen. Wenn es doch, wie in 2. gezeigt wurde, eines von Foucaults Hauptanliegen war, darzustellen in wie weit diese Begrifflichkeiten nur noch sehr bedingt zur Analytik der Gegenwart geeignet sind. Genau darin liegt aber Agambens Ansatz, er möchte die über das Zeitalter der Bio-Politik hinausgehende, und in der Moderne immer problematischer werdende Beziehung zwischen dem souveränen Recht und dem (*nackten*) Leben zum Vorschein bringen. In letzter Konsequenz verfällt für ihn damit gewissermaßen die macht-theoretische Unterscheidung zwischen vormoderner souveräner Macht und der Bio-Politik der modernen Nationalstaaten:

Man kann sogar sagen, daß die Produktion eines biopolitischen Körpers die ursprüngliche Leistung der souveränen Macht ist. In diesem Sinn ist die Bio-Politik mindestens so alt wie die souveräne Ausnahme. Indem der moderne Staat das biologische Leben ins Zentrum seines Kalküls rückt, bringt er bloß das geheime Band wieder ans Licht, das die Macht an das nackte Leben bindet [...]. (Agamben 2002 , p. 16)

Aus dieser Perspektive erscheint die Antwort auf die uns interessierende Frage nach dem „*Warum des Tötens?*“ quasi evident, das Töten geht zunächst einmal schlichtweg deshalb weiter, weil wir das Zeitalter der Souveränen Macht, *der Macht des Schwertes*, niemals wirklich hinter uns gelassen haben. Bevor wir aber tiefergehend auf die hier anklingende Diagnostik der Moderne eingehen können, sollten wir zunächst einmal Agambens Überlegungen zum Wesen der Souveränität

und dem *nackten Leben*, sowie der Beziehung zwischen diesen beiden Figuren, unsere Aufmerksamkeit schenken.

3.2.1 Souveräne Macht und nacktes Leben

Das paradoxe Wesen der Souveränität beschreibt Agamben mit folgendem Zitat Carl Schmitts: „Der Souverän steht zugleich außerhalb und innerhalb der Rechtsordnung“ (zitiert nach: Agamben 2002, p. 25). Als Ausgangspunkt für diese Überlegungen fungiert ein weiteres Zitat des deutschen Rechtstheoretikers: „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“ (zitiert nach: Agamben 2002, p. 21). Um sich der Tragweite dieser Formulierung bewusst zu werden, ist ein kurzer Rekurs auf Schmitts Struktur des Ausnahmezustandes nötig:

In seiner absoluten Reinheit ist der Ausnahmefall dann eingetreten, wenn erst die Situation geschaffen werden muß, in der Rechtssätze gelten können. Jede generelle Norm verlangt eine normale Gestaltung der Lebensverhältnisse, auf welche sie tatbestandsmäßig Anwendung finden soll und die sie ihrer normativen Regelung unterwirft. [...] Es gibt keine Norm, die auf ein Chaos anwendbar wäre. Die Ordnung muß hergestellt sein, damit die Rechtsordnung einen Sinn hat. Es muß eine normale Situation geschaffen werden, und souverän ist derjenige, der definitiv darüber entscheidet, ob dieser normale Zustand tatsächlich herrscht. (zitiert nach: Agamben 2002, p. 25)

Der Ausnahmezustand ist also eine außerhalb der Gültigkeit des Rechts stehende Situation. Er interessiert aber nicht bloß als der Zustand, in dem die Geltung des Rechts durch den Akt einer souveränen Entscheidung suspendiert wurde (an dieser Stelle drängen sich natürlich die Notstandsgesetze des Dritten Reiches auf, welche sicherlich auch Agamben im Sinn hat), sondern zunächst einmal als eine Art gesetzloser *Naturzustand*⁴ in dem die Gültigkeit des Rechts erst durchgesetzt werden muss. Hier liegt also der eigentliche souveräne Akt, die Begründung und Einrichtung des Rechts (sowie die Fixierung des Bereiches für den das Recht zu gelten hat) von Außerhalb, und zwar „als nicht begründbar, sondern nur qua

⁴„Naturzustand und Ausnahmezustand sind lediglich zwei Seiten des einen topologischen Prozesses, wo das, was als Außen vorausgesetzt worden ist (der Naturzustand), nun im Inneren (als Ausnahmezustand) wiedererscheint“ (Agamben 2002, p. 48).

Entscheidung geltungsfähig“ (Geulen 2005, p. 68). Souveränität ist somit bei Schmitt (und in Kontrast zu Hobbes) kein Gewalt-, sondern viel mehr ein „Entscheidungsmonopol“ (ebd.).

Agamben sieht im Ausnahmezustand aber nicht bloß das Außerhalb des Gesetzes. Er ist vielmehr eine *Schwelle*, durch die das, was innerhalb und das was außerhalb des Rechtes steht, durch den Souverän in Beziehung zu einander gesetzt werden:

Das Besondere der Situation, die im Ausnahmezustand geschaffen wird, besteht nun darin, daß sie weder als faktische noch als rechtliche Situation bestimmt werden kann, sondern dazwischen eine paradoxe Schwelle der Ununterschiedenheit errichtet. Faktisch ist sie deshalb nicht, weil sie nur durch die Aufhebung der Norm geschaffen wird; aber aus demselben Grund ist sie ebensowenig ein juristischer Tatbestand, auch wenn sie die Möglichkeit der Geltung eröffnet. [...] Denn bei der souveränen Ausnahme geht es nicht so sehr darum, eine Überschreitung zu kontrollieren oder zu neutralisieren, als vielmehr und zuallererst um die Schaffung und Bestimmung des Raumes selbst, in dem die juridisch-politische Ordnung überhaupt gelten kann. (Agamben 2002, p. 29)

Agamben begreift die Ausnahme also als eine Beziehungsform, durch die das *Rechtliche* und das *Faktische* erst zueinander in Beziehung gesetzt werden und jegliche Norm so erst ihre Gültigkeit erhält. Das Prinzip, das für Agamben hier zum Einsatz kommt, ist das der „*ein-schließende[n] Ausschließung*“ (ebd., p. 31).

In jeder Norm, die etwas gebietet oder verbietet (zum Beispiel in der Norm, die den Mord verbietet) ist als vorausgesetzte Ausnahme die reine und unsanktionierbare Figur des Tatbestandes eingeschrieben, der im Normalfall die Normübertretung erfüllt (wie, im nämlichen Fall, die Tötung eines Menschen nicht als natürliche Gewalt, sondern als souveräne Gewalt im Ausnahmezustand). (Ebd.)

Erst in Abgrenzung zu dem aus der Norm herausgenommenen Ausnahmefall (dem Ausgeschlossenen), in dem Norm und Tatbestand sich in einer *Zone der Ununterschiedenheit* befinden, der Souverän also unsanktioniert töten kann, läßt sich erst der Geltungsbereich des Normalfalls etablieren und abstecken in dem das Töten dann zu sanktionieren ist. Der außerhalb der Norm stehende Tatbestand wird so durch die Ausnahme in das Recht eingeschlossen.

Nun interessiert uns aber nicht die Gültigkeit einer einzelnen Norm, sondern die Gültigkeit des Rechtes als solches. Dazu ist vielleicht ein Zitat von Friedrich Carl von Savigny hilfreich welches von Agamben seinem Buch vorangestellt wird: „Das Recht hat kein Dasein, für sich, sein Wesen vielmehr ist das Leben der Menschen selbst, von einer besonderen Seite gesehen“ (Agamben 2002, p. 9)

Dies wirft ein neues Licht auf das beschriebene souveräne *Entscheidungsmonopol*: „Der Souverän entscheidet nicht über das Zulässige und das Unzulässige, sondern über die ursprüngliche Einbeziehung des Lebewesens in die Sphäre des Rechts“⁵ (ebd., p. 36). Und natürlich erfolgt auch diese Einbeziehung nur in Form der *ausschließenden Einschließung*. Das nackte Leben (als die pure Tatsache des *am Leben seins*), wie es schon bei Aristoteles als *zoe* klar vom qualitativ bestimmbaren *bios* unterschieden wird (vgl. ebd., p. 11), kann nur als ein durch den Akt der Rechtssetzung abgespalteter „Rest“ (Geulen 2005, p. 82) in den Bereich des Politischen integriert werden, der dann außerhalb des Gesetzes verbleibt.

Um dieses Argument veranschaulichen zu können, erscheint eine theoretische Explikation von Agambens Protagonisten nötig: des *homo sacer*. Der *homo sacer* ist eine rätselhafte Figur aus dem römischen Recht, die Bezeichnung als eines solchen trägt einen widersprüchlichen Charakter:

[W]ährend sie die Heiligkeit einer Person verkündet, autorisiert sie (oder genauer , p. sie erklärt für nicht strafbar) deren Tötung [...]. Der Widerspruch wird noch durch den Umstand verstärkt, daß derjenige, den jeder straflos töten kann, nicht durch die vom Ritus vorgegebenen Formen zu Tode gebracht werden durfte [...]. (Agamben 2002, p. 81)

Der *homo sacer* ist also einerseits heilig, kann aber dennoch nicht geopfert werden. Ein populärer Erklärungsansatz für diesen Umstand, wie er etwa vom Durkheim Schüler Roger Caillois formuliert wurde, funktioniert über einen Rekurs auf die These von der Ambiguität beziehungsweise Polarität des Heiligen, die in der binären Unterscheidung zwischen dem *reinen* und dem *unreinen* Heiligen ihren Ausdruck findet (siehe Caillois 1988, p. 39-73). Der *homo sacer* wird hier zum Träger einer „unsühnbaren Verunreinigung“ (Caillois 1988, p. 58), die durch kein Opferritual, das die Unreinheit wieder in Reinheit transformieren könnte, mehr getilgt werden kann.

Somit bleibt nichts anderes übrig als dieses Prinzip, diesen Herd gefährlicher

⁵ Das ist also Agambens Interpretation der von Schmitt beschriebenen „Gestaltung der Lebensverhältnisse“.

Ansteckung ein für alle Mal von der Gruppe abzusondern. Man erklärt ihn für verflucht (*sacer*). Die Gruppe entschließt sich nicht leichthin dazu, ihn zu töten, denn eine Hinrichtung setzt Berührung voraus, es besteht also die Gefahr, daß die Verunreinigung, die man fernhalten will, auf die Gruppe übergreift. Der Verbrecher wird ausgestoßen und ohne Waffen und Nahrung an die Grenze des einheimischen Reviers verbracht. (Ebd., p. 59)

Agamben stellt sich jedoch entschieden gegen eine derartige Interpretation, er favorisiert einen Erklärungsansatz in dem „die ursprünglich juristisch-politische Dimension, die der *homo sacer* verkörpert, nicht von einem wissenschaftlichen Mythologem⁶ verdeckt wird, das für sich nicht nur nichts erklärt, sondern selbst erklärungsbedürftig ist“ (Agamben 2002, p. 90).

Für Agamben konstituiert sich die Heiligkeit des *homo sacer* daher aus einer „doppelten Ausnahme“ (ebd. p. 92), als der Verbannte ist er aus der Sphäre der profanen Rechtssprechung ausgeschlossen, als der nicht Opferbare kann er jedoch auch nicht der Sphäre des Heiligen zugezählt werden. Diese Ausnahme stellt jedoch neben einem doppelten Ausschluss (in Analogie zur souveränen Ausnahme) auch eine doppelte Einnahme dar:

Denn so wie bei der souveränen Ausnahme das Gesetz sich auf den Ausnahmefall anwendet, indem es sich abwendet und zurückzieht, so ist der *homo sacer* der Gottheit in Form des Nichtopferbaren übereignet und in Form des Tötbaren in der Gemeinschaft eingeschlossen. *Das Leben, das nicht geopfert werden kann und dennoch getötet werden darf, ist das heilige Leben.* (Ebd.)

Der *homo sacer* steht somit ähnlich wie der Souverän zugleich außerhalb und innerhalb der Rechtsordnung. Was sich hier folglich andeutet, ist eine Verknüpfung zwischen der Struktur der Souveränität und der des *homo sacer*. Und tatsächlich stellt der *homo sacer* für Agamben „die ursprüngliche Figur des in Bann genommenen Lebens dar und bewahrt das Gedächtnis der ursprünglichen Ausschließung, mittels derer sich die politische Dimension konstituiert hat“ (Agamben 2002, p. 93). Die Produktion des in Bann genommenen und somit tötbaren nackten Lebens (verdeutlicht in der Figur des *homo sacer*) ist also die

⁶ Agambens Aussage scheint sich nicht nur auf die Deutung des *homo sacer* sondern auf die gesamte, für die Kultursoziologie zentrale These von der Ambiguität des Heiligen zu beziehen. Seine vermeintliche Entlarvung dieser These als ein *Mythologem* verdient eine tiefergehende Auseinandersetzung, die im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht gegeben werden kann.

ursprüngliche Leistung der souveränen Macht. Erst durch seine potenzielle Tötbarkeit wird das Leben in die Sphäre des Politischen eingeschlossen. Der Souverän und der *homo sacer* sind somit die beiden Pole von ein und derselben Struktur, welche maßgebend für die Etablierung des Raumes des Politischen ist:

Souverän ist derjenige, dem gegenüber alle Menschen potenziell *homines sacri* sind, und *homo sacer* ist derjenige, dem gegenüber alle Menschen als Souveräne handeln. Beide sind in der Figur eines Handelns verbunden, das, indem es sich sowohl vom menschlichen Recht wie vom göttlichen Recht, [...] in einem bestimmten Sinn den ersten eigentlichen politischen Raum absteckt, der sowohl vom religiösen wie vom profanen Bereich, von der natürlichen Ordnung wie von der normalen Rechtsordnung abgegrenzt ist. (Ebd., p. 94)

3.2.2 Das nackte Leben in der Moderne

Natürlich ist auch Agamben, die von Foucault erkannte und von uns in 2. beschriebene, zunehmende Politisierung des Lebens im Verlauf der Moderne nicht entgangen. Die Bio-Politik, in der das nackte Leben zur „fundamentalen Referenz“ (Agamben 2002, p. 130) geworden ist, ist für ihn allerdings wesentlich von einer dialektischen⁷ Bewegung geprägt:

Tatsächlich kann man beobachten, wie sich im Gleichschritt mit der Durchsetzung der Bio-Politik auch die Entscheidung über das nackte Leben, in der die Souveränität bestand, verschiebt und über die Grenzen des Ausnahmezustandes hinaus ausbreitet. Wenn es in jedem modernen Staat eine Linie gibt, die den Punkt bezeichnet, an dem die Entscheidung über das Leben zur Entscheidung über den Tod und die Bio-Politik somit zur Thanato-Politik wird, dann erweist sich diese Linie heute nicht mehr als feste Grenze, die zwei klar unterschiedene Bereiche trennt. (Ebd.)

Als wesentlichen Schritt in dieser neuartigen Absonderung des nackten Lebens im modernen Staat, sieht Agamben die Erklärung der Menschenrechte. Diese schreiben dem Menschen zum einen durch den reinen Umstand seiner Geburt (also durch den reinen Akt des *am Leben seins*) unveräußerliche Rechte zu, erklären ihn aber andererseits im selben Moment zum Mitglied der Nation (der politischen Gemeinschaft). Folglich vermischen sich in der entstehenden Figur des *Bürgers*, als

⁷ Eva Geulen sieht hier eine Analogie zu der von Adorno und Horkheimer beschriebenen *Dialektik der Aufklärung* (vgl. Geulen 2005, p. 92).

dem Träger der politischen Souveränität im aufkommenden Nationalstaat, das nackte Leben und das Prinzip der Souveränität (vgl. Agamben 2002, p. 137). Als Wurzel des uns interessierenden Problems erkennt Agamben hier eine implizierte Fiktion, nämlich die,

daß es zwischen den beiden Begriffen keinen Abstand geben kann. Die Menschenrechte werden dem Menschen zugeschrieben (oder entspringen ihm) nur in dem Maß, als er das unmittelbar wieder verschwindende [...] Fundament des Bürger abgibt. (Agamben 2002, p. 137)

Eine Fiktion, die sich im weiteren Verlauf der Moderne als falsch erweisen wird, denn zwischen dem bloßen Status als Mensch und dem Status als Bürger öffnet sich dieselbe Kluft, die schon in der antiken Unterscheidung zwischen *zoe* und *bios* deutlich wurde. Es ist eben jene Kluft, in der das nackte und tötbare Leben erneut zum Vorschein dringt, etwa in Gestalt des staatenlosen, *illegalen* Flüchtlings. Dieser ist zwar am Leben, aber deswegen noch lange kein Träger etwaiger Menschen- oder Bürgerrechte. In diesem Kontext wird es zu einer der zentralen Aufgaben der Bio-Politik, die Linie zu ziehen zwischen denjenigen, deren Leben, welches ja nun zum politischen Begriff geworden ist, unter den Schutz des Rechtes fällt und denjenigen (wie etwa den Flüchtlingen), deren Leben von diesem ausgeschlossen wird (vgl. Agamben 2002, p. 140).⁸

Da das Leben nun also zu einer politischen Kategorie geworden ist, stellt sich zumindest für Agamben zwangsweise die Frage „an welchem Punkt das Leben aufhört politisch relevant zu sein“ (Agamben 2002, p. 151) und somit zwangsweise zu einem *unwerten* und tötbaren Leben wird. Hier offenbart sich eine neue Struktur der Souveränität:

In der modernen Bio-Politik ist derjenige souverän, der über den Wert oder Unwert des Lebens als solches entscheidet. Das Leben das mit der Erklärung der Menschenrechte als solches zum Prinzip der Souveränität erhoben worden ist, wird nun selbst zum Ort einer souveränen Entscheidung. (Agamben 2002 , p. 140)

Als prägnantes Beispiel bietet sich hier etwa das Euthanasie Programm des NS-

⁸ Hier zeigt sich gewiss eine Ähnlichkeit zu Foucaults Rassismus Konzeption, das Ziehen einer Grenze zwischen Innen und Außen wird bei beiden zu einer der wesentlichen Leistungen der Bio-Politik.

Regimes an. Der souveräne Akt zeigt sich hier nicht nur in der Vernichtung des als ‚unwert‘ deklarierten Lebens, sondern schon im Akt der Deklaration. In dem bestimmt wird welches Leben (etwa auf Grund psychischer oder physischer Erkrankungen) als ‚unwert‘ zu gelten habe, wird nämlich wieder eine Grenze zwischen einem zu-schützenden Innen und einem zu-vernichtenden Außen aufgezogen. Aber auch im aktuellen medizinischen Diskurs über den Todeszeitpunkt wird deutlich, dass „Leben und Tod nicht eigentlich wissenschaftliche Konzepte sind, sondern politische, die als solche nur durch eine Entscheidung eine präzise Bedeutung annehmen“ (ebd., p. 173). Dieses Mal obliegt es also den Ärzten, als ausgewiesene Experten, durch eine souveräne Entscheidung, eine Differenzierung zwischen den Zuständen vorzunehmen, in denen ein Mensch als ein Lebender oder als ein Toter zu gelten habe. Der Komapatient etwa, der im sozialen Sinne streng genommen schon ein Toter ist, ist folglich eine weitere moderne Inkarnation des *homo sacer*. Bio-Politik und Thanato-Politik rücken in diesem Fall also erschreckend nah aneinander.

Der Ort, an dem Thanato-Politik und Bio-Politik absolut korrelieren, ist für Agamben jedoch das (Konzentrations-)Lager, die bisher vorgelegte Argumentation über den Ausnahmezustand kommt hier zu ihrem Höhepunkt. Das Lager ist nicht bloß der Ort an dem die aus der Ordnung Ausgeschlossenen, die nach dem Prinzip der *einschließenden Ausschließung*,⁹ durch ihre Inhaftierung und Vernichtung, als *homines sacri*, in die Ordnung eingeschlossen werden und als die berüchtigten *Muselmänner* ihr Dasein zwischen Leben und Tod fristen. Es ist viel mehr der Ausnahmezustand selbst, der in die Ordnung hineingenommen wird:

Denn insofern der Ausnahmezustand *gewollt* ist, begründet er ein neues juristisch-politisches Paradigma, in dem die Norm von der Ausnahme ununterscheidbar wird.

⁹ An dieser Stelle sollte kurz auf das von Roberto Esposito vorgebrachte Paradigma der *Immunisierung*, welches er als zentrales Prinzip der Bio-Politik herausarbeitet, verwiesen werden. Im Kontrast zu Agamben arbeitet dieses mit dem Prinzip der „ausschließenden Einschließung“ (Esposito 2004). Esposito führt aus wie die Macht das Leben schützt in dem sie den Tod (die Negation des Lebens) durch Einschluss in den biopolitischen Körper zu negieren sucht. Die Macht über das Leben muss sich für Esposito so zwangsweise auch der Mittel seiner Negation bedienen, wenn es die biopolitische Programmatik erfüllen will.

Das Lager, heißt das, ist die Struktur, in welcher der Ausnahmezustand – die Möglichkeit der Entscheidung, auf die sich die souveräne Macht gründet – *normal* realisiert wird. [...] *Das Lager ist ein Hybrid von Recht und Faktum, in dem die beiden Glieder ununterscheidbar geworden sind.* (Ebd., p. 179)

Was sich insbesondere im nationalsozialistischen Vernichtungslager bis zur Ununterscheidbarkeit vermischt, ist also das Leben und die Norm die darüber entscheidet. Das Leben selbst wird hier zum Kriterium ihrer Anwendung. Das Lager wird bei Agamben so zum biopolitischen Raum par excellence:

Was der Aufseher oder der Funktionär vor sich hat, ist kein außerrechtliches Faktum (ein Individuum, das biologisch der jüdischen Rasse angehört), auf die es das *discrimen* der nationalsozialistischen Norm anzuwenden gilt; im Gegenteil, jede Geste, jeder Vorfall im Lager, vom gewöhnlichsten bis zum außerordentlichsten, setzt die Entscheidung über das nackte Leben ins Werk, die den deutschen biopolitischen Körper verwirklicht. Die Absonderung des jüdischen Körpers ist unmittelbar Produktion des eigentlichen deutschen Körpers, so wie die Anwendung der Norm seine Produktion ist. (Agamben 2002, p. 183)

Die Vernichtung des *unwerten Lebens*, ist so für Agamben unmittelbares Instrument der biopolitischen Programmatik des Nazi-Regimes. Dieses Leben kann somit nicht mehr bloß als etwas von der Norm ausgeschlossenes und folglich Äußeres betrachtet werden, insofern sich die Norm erst durch den Prozess dieser Ausschließung (in unserem Falle der Internierung und Vernichtung im Lager) verwirklicht. Die Grenze zwischen einem Innen und einem Außen löst sich im Lager auf.

Dort wo sich Foucaults Analyse darauf beschränkt aufzuzeigen, wie durch den *Rassismus* ein Außen des biopolitischen Körpers von dessen Innen abgespalten und beides zueinander in Beziehung gesetzt wird, weist Agamben darauf hin, wie sich die so entstandene Grenze durch die Normalisierung des Ausnahmezustandes zu verflüchtigen weiß. Trotz allem zeigt sich hier jedoch, dass Agambens Ausführungen durchaus starke Konvergenzen zu den weiter oben vorgelegten Ausführungen zu Foucault aufweisen. Dennoch ist Agambens Werk innerhalb der Foucault-Rezeption umstritten und Gegenstand häufiger Kritik.

Johannes Scheu skizziert in seinem Essay die zwei häufigsten Linien der Kritik an Agamben. Der erste Strang richtet sich gegen Agambens Konzentration auf einen juristisch-politischen Zugang zur Macht, durch diesen könne „nur noch bedingt von einem biopolitischen Zugriff auf das Leben gesprochen werden“ (Scheu 2014, p.

63). Des Weiteren sei auch sein strikter Fokus auf die negative, thanatopolitische Kehrseite der Biomacht zu bemängeln, die Agamben „für die im Gros produktiven und vitalitätssteigernden Seiten jener von Foucault beschriebenen Machttechnologien habe blind werden lassen“ (Scheu 2014, p. 63).¹⁰ Auch dürfte, wie Geulen anmerkt, der von Agamben propagierte Ahistorizismus bei dem Verhältnis zwischen Macht und Leben aus Sicht Foucaults problematisch erscheinen, „denn erst die Moderne stellte die für eine Herausbildung der Bio-Politik unverzichtbaren Wissensbestände bereit“ (Geulen 2005, p. 86).

3.3 Achille Mbembe: Nekropolitik

Trotz der soeben vorgebrachten Kritiken ist Agambens Modell gewiss nicht ohne analytisches Potenzial. Um dies zu verdeutlichen wollen wir zum Abschluss unserer theoretischen Überlegungen noch kurz auf Achille Mbembes Begriff der *Nekropolitik* eingehen. Dieses von Mbembe zur Analyse der kolonialen Herrschaft entwickelte Konzept zeigt auf, dass die der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zu Grunde liegenden Mechaniken keinesfalls historische Einzelfälle waren, und dass auch andere moderne biopolitische Staaten sich, unter zu Hilfenahme des Ausnahmezustandes, der Thanato-Politik zu bedienen wussten und wissen. Mbembe ist an dieser Stelle auch insbesondere deshalb interessant, weil seine Theorie Agambens Konzeption der Souveränität mit Foucaults *Rassismus*-Begriff zu vereinen weiß.

Über das Verhältnis der europäischen Politik zu den Kolonien merkt Mbembe an:

Im modernen philosophischen Denken wie auch in den europäischen politischen Praktiken und Imaginarien repräsentiert die Kolonie den Ort, wo die Souveränität im Wesentlichen in der Ausübung einer Macht außerhalb des Gesetzes (ab legibus solutus) besteht und wo der *Friede* dazu tendiert, das Antzlicht eines *Krieges ohne Ende* zu tragen. (Mbembe 2011, p. 73f.)

Die Kolonien lassen sich so als in einem permanenten Ausnahmezustand befindend lesen. Durch einen Rekurs auf Foucaults *Rassismus* liefert Mbembe dafür auch die

¹⁰ Auch Pieper et al. bringen diese Linie der Kritik auf (vgl. Pieper et al. 2011, p. 15).

diskursive Legitimationsgrundlage¹¹, „[i]n den Augen des Erobereres ist das Leben des Wilden bloß eine andere Form des *tierischen Lebens*“ (Mbembe 2011, p. 75). Folglich kann die Anwendung von Gewalt „als Einsatz im Dienste der *Zivilisation* erachtet werden“ (ebd.) und das *nackte Leben* der Kolonisierten steht als eine auszubeutende Ressource dem Zugriff der Kolonialen Macht offen.

In der Plantagensklaverei erkennt er etwa eine frühe Form des Ausnahmezustandes. Das Sklavenleben hat für ihn die Form von „Tod-im-Leben“¹² (ebd. p. 72), und die Existenz des Sklaven wird bis zu dem Punkt verdinglicht „an dem es möglich wird zu sagen, dass das Leben eines Sklaven seinem Herrn gehört“ (ebd.). Das Souveräne Recht zu töten war so während der Kolonialgesellschaft „niemals Gegenstand irgendeiner Rechtsverordnung“ (ebd. p. 75) und die Bewohner der Kolonien befanden sich im eingeschlossenen Außen des biopolitischen Körpers der Kolonialmächte.

Freilich liefert auch die jüngere Geschichte genügend Belege für das stetige Vorhandensein des Ausnahmezustandes als machtpolitisches Mittel, man denke etwa die Entrechtlichung, die illegalen Flüchtlingen in ganz Europa in sogenannten *Auffanglagern* wiederfährt, oder an die gezielten Tötungen von nicht US-Staatsbürgen wie sie durch den *war on terror* de facto legitim geworden ist.

4 Fazit und Ausblick

Im Laufe der theoretischen Betrachtungen sollte deutlich geworden sein, dass die Macht über den Tod auch im Zeitalter der Bio-Politik noch fest zum Arsenal der staatlichen Machtausübung zählt. Es wurde deutlich, dass sowohl Foucault als auch Agamben die Einteilung des Biopolitischen Körpers in *lebenswertes* und zu tötendes Leben als wesentliche Mechanik der biopolitisch agierenden Staaten erachten. Dient diese Feststellung bei Foucault lediglich als Erklärung für den Umstand der anhaltenden Dominanz der Todesmacht in bestimmten Phasen der

¹¹ Dies kommt bei Agamben deutlich zu kurz. Er beschreibt zwar welche Machtmechanismen im Holocaust zum Einsatz kamen, gibt jedoch keine Erklärung nach welchen Kriterien die Opfer ausgewählt wurden.

¹² Das *nackte und tötbare Leben* im Sinne Agambens.

Moderne, so möchte Agamben aufzeigen, dass die Unterscheidung zwischen Biomacht und Souveräner Macht nicht ohne weiteres haltbar ist. Schließlich bildet das Leben schon immer den primären Zugriffspunkt der Macht und diese Beziehung zwischen Macht und Leben kann nur durch seine Tötbarkeit aufrechterhalten werden.

Zu guter Letzt sollte noch mal auf die unmittelbare Relevanz des in dieser Arbeit angesprochenen verwiesen werden. Schließlich leben wir in einem Zeitalter, in dem sich die Möglichkeiten des medizinischen Zugriffs auf das Leben immer weiter ausbreiten, mit dem Resultat, dass das Leben immer mehr zum Feld politischer Entscheidungen wird. Gleichzeitig scheint sich die Anwendung tödlicher Gewalt im globalen Kampf gegen den Terrorismus als festes Mittel im Arsenal der Politik eingebürgert zu haben. Die dahinter stehende Logik lässt sich aus einem biopolitischen Paradigma unschwer entschlüsseln. Die Terroristen sind als Nicht-Staatsbürger kein Teil des biopolitischen Körpers, viel mehr stellen sie das bedrohliche und somit zu vernichtende Außen dar. Ähnlich verhält es sich mit den nach Europa strömenden Flüchtlingen, auch diese sollen von einem Zugang ins Innere abgehalten werden. Hier lassen sich also Situationen beobachten, in denen durch den Prozess der Ziehung einer Grenze zwischen Innen und Außen das nackte und tötbare Leben zu Tage tritt. Besonders im *war on terror* wird hierbei deutlich, dass diese Grenzziehung dabei nicht mehr zwangsweise mit territorialen Grenzen korrespondieren muss. Vor einem derartigen Hintergrund empfiehlt es sich daher, die thanatopolitische Kehrseite der sich so radikalisierenden Bio-Politik nicht aus den Augen zu verlieren.

Literaturverzeichnis

Agamben, Giorgio (2002). *Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Caillois, Roger (1988). *Der Mensch und das Heilige durch drei Anhänge über den Sexus, das Spiel und den Krieg in ihren Beziehungen zum Heiligen erweiterte Ausgabe*. München: Hanser.

- Esposito, Roberto (2004). *Immunitas Schutz und Negation des Lebens*. Berlin: Diaphanes.
- Foucault, Michel (1977). *Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit; 1. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft Vorlesungen am Collège de France (1975 - 76)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geulen, Eva (2005). *Giorgio Agamben zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Mbembe, Achille (2011). *Nekropolitik* in : Pieper, Marianne; Atzert, Thomas; Karakayali, Serhat und Tsianos, Vassilis (Hg.), *Bio-Politik – in der Debatte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pieper, Marianne; Atzert, Thomas; Karakayali, Serhat und Tsianos, Vassilis (2011). *Bio-Politik in der Debatte – Konturen einer Analytik der Gegenwart mit und nach der biopolitischen Wende*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scheu, Johannes (2014). *Der blinde Fleck : Bio-Politik, Staatsrassismus und Gouvernamentalität bei Michel Foucault und Giorgio Agamben*. In: Vasilache, Andreas (Hg.), *Gouvernamentalität, Staat und Weltgesellschaft. Staat - Souveränität - Nation*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Konkurrenzverhalten in Diätgruppen Verhaltensmuster vor dem Hintergrund konformer Ziele

Zu den Autorinnen

Julia Nuß hat ihren Bachelor im Fach Soziologie (Hauptfach) und Verwaltungswissenschaften (Nebenfach) an der Universität Konstanz absolviert (2014). Daran anschließend setzte sie ihr Studium im Masterstudiengang „Soziologie“, ebenfalls an der Universität Konstanz, fort. Ihre Schwerpunkte liegen dabei in der Familiensoziologie, Migrationssoziologie sowie in der Arbeitssoziologie.

Kontakt: julia_nuss@outlook.de

Madlen Bonfiglio ist Bachelorstudentin im 7. Semester an der Universität Konstanz in den Fächern Soziologie (Hauptfach) und Gender Studies (Nebenfach). Ihre Schwerpunkte sind die qualitative Sozialforschung, die Familiensoziologie und die Soziologie der Konkurrenz.

Kontakt: Bonfigliomadlen@gmail.com

Abstract

In An Erkenntnissen zum Mythos und Kampf um die Schönheit der Menschen unserer Gesellschaft mangelt es in der Forschung nicht, an ihrer soziologischen Einordnung in Bezug auf die Konkurrenz innerhalb gemeinschaftlicher Diätgruppen dagegen schon. Diese Studie untersucht die Frage, ob Teilnehmer diverser Abnehmgruppen ihr Ziel aufgrund der gegenseitigen Unterstützung erreichen oder ob sie durch die Konkurrenz unter den Teilnehmern motiviert werden. Dazu wird zunächst der theoretische Hintergrund zur Soziologie der Konkurrenz herausgearbeitet. Daran anschließend wird die Studie eingeleitet, indem das Konzept von Diätgruppen vorgestellt wird. Die Studie selbst wurde mit der Methode der Grounded Theory durchgeführt. Dafür wurden mehrere qualitative Interviews und eine Beobachtung geführt. Die Ergebnisse werden anhand von acht Hypothesen analysiert und ausgewertet. Am Ende steht fest, dass Konkurrenz ein fester Bestandteil unter den Teilnehmern ist und der Gewichtsverlust ohne diese in vielen Fällen geringer ausfallen würde.

1 Einleitung

Schlägt man eine Illustrierte auf, so finden sich zahlreiche Werbeeinträge, auf denen steht, dass mit gewissen Pillen, die das Fett binden sollen, schneller abgenommen werden kann oder dass ein spezieller Pulvershake die Gewichtsabnahme unterstützt. Mythos und Kampf um die Schönheit gab es schon immer unter den Menschen, so ist das Thema Gewichtsreduktion auch heute in der Gesellschaft präsent. Es gibt unzählige Diäten, die alle das Gleiche versprechen: Mit dieser Diät nehmen Sie endlich ab! Dicksein gilt in unserer Gesellschaft nach wie vor als Schönheitsmakel, dem jedoch entgegengewirkt werden kann. Betroffene Menschen treffen sich in Gruppen, um gemeinsam zum Erfolg zu kommen. Sie haben sich einen Plan zurecht gelegt, nach dem sie ihr Ziel verfolgen möchten. Solche Gruppen finden sich in ganz Deutschland verteilt.

Gemeinsam zum Erfolg – welche Mechanismen liegen dahinter? Oft ist bei solchen Gruppen davon die Rede, dass sich die Teilnehmer gegenseitig anspornen und motivieren sollen, um so ihrem gemeinsamen Ziel näher zu kommen. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob wirklich Motivation und gegenseitige Unterstützung der Grund sind. In unserer heutigen Gesellschaft kommt es immer mehr darauf an besser und schneller zu sein als der Andere. Der Wettstreit zieht sich nahezu durch alle Gesellschaftsbereiche. Oft geht es nur noch darum, um die Gunst eines Dritten zu buhlen, um seinen Gegner zu besiegen. Kurz: wir leben in einer Wettbewerbsgesellschaft. Somit ergibt sich die Frage: Welches Element führt dazu, dass sich die Teilnehmer solcher Gruppen, die sich in regelmäßigen Abständen treffen, bessere Abnehmerfolge erzielen, als diejenigen, die sich dem Problem alleine stellen? Liegt es allein an der gegenseitigen Unterstützung, oder werden die Teilnehmer durch die Konkurrenz unter den Teilnehmern motiviert? Unser Forschungsprojekt befasst sich mit ehemaligen Teilnehmer solcher Abnehmgruppen. Hierbei wollten wir konkret wissen, ob innerhalb dieser Gruppen Formen von Konkurrenz auftreten und wie sich diese äußern. Um dies herauszufinden, bedienten wir uns der Methoden des qualitativen Interviews und der qualitativen Beobachtung. Mithilfe der qualitativen Interviews konnten wir einen aufschlussreichen Einblick in die Gefühlslage der einzelnen Teilnehmer gewinnen. Die qualitative Beobachtung ermöglichte es uns ei-

nen Überblick über das Konzept und den Ablauf der Diät zu erhalten und die Gruppendynamik zu beobachten. Die Studie und der dazugehörige, hier vorliegende, Bericht entstanden im Rahmen des Projektseminars „Soziologie der Konkurrenz“, welches von Frau Dr. Silvana Figueroa-Dreher an der Universität Konstanz abgehalten wurde. Den Kern dieses Seminars bildete neben dem inhaltlichen Thema, die praktische Anwendung qualitativer Forschungsmethoden. Ziel des Seminars war es, selbständig eine Feldstudie zu unternehmen. Wir entschieden uns für eine qualitative Studie, da es unserer Meinung nach, die beste geeignete Möglichkeit ist dieses spannende Thema zu untersuchen. Zu unserem eigenen Erstaunen konnten wir viele Informationen aus unseren erhobenen Daten gewinnen, von denen nur hier nur eine bewusste Auswahl benutzt werden kann.

Die Arbeit skizziert zunächst einen groben Überblick über das Konzept der Abnehmgruppen, um ein besseres Verständnis für die anschließende Studie zu bekommen. Daran anschließend werden die zentralen Ergebnisse der Untersuchung diskutiert. Den Schluss bildet ein persönliches Fazit.

2 Zur Soziologie der Konkurrenz

Konkurrenz lässt sich vom mittellateinischen *concurrentia* ableiten, was übersetzt Zusammenlauf oder Wettbewerb heißt (vgl. Hillmann, 2007, p. 446). Sie ist ein spannendes Thema in der Soziologie, jedoch gibt es nur wenige fachspezifische Schriften dazu. Trotzdem spielt Konkurrenz in unserer Gesellschaft eine allumfassende Rolle. Besonders seit Beginn des 21. Jahrhunderts scheint der Konkurrenzkampf zunehmend an Bedeutung zu gewinnen. Scheinbar in jedem Lebensbereich trifft man auf Konkurrenz und Wettbewerb. Allein die technische Entwicklung führt uns vor Augen, dass alles immer noch besser und noch schneller sein muss. In einer Gesellschaft, die von technologischen Fortschritten und medialen Beschleunigungen durch das Internet geprägt ist, ist Konkurrenz ein alltäglicher und unsichtbarer Begleiter geworden. Menschen leiden sogar unter jener und äußern dies in einer Welle von Erschöpfungszuständen und Frustration. Krankheiten und Burnout-Symptome sind keine Seltenheit.

Vorerst gilt festzuhalten, dass Konkurrenz in erster Linie kein physischer Kampf ist. Spricht man von Konkurrenz, so spricht man von mindestens zwei Parteien, die

sich in dieselbe Richtung bewegen und auf dasselbe Ziel hinsteuern. Wobei jeder der Parteien hofft, dieses als erster zu erreichen (vgl. Geiger, 2012, p. 9). Des Weiteren gilt zu beachten, dass Konkurrenz nur zwischen „bewusst strebenden Subjekten“ vorkommt (ebd.). Das bedeutet, dass ein bewusstes Handeln voraussetzt wird und die Individuen gezielte Anstrengungen dafür unternehmen.

Der bekannteste Soziologe, der sich mit diesem Thema näher befasste, ist Georg Simmel. Der Autor betont in seinen Ausarbeitungen zur „Soziologie der Konkurrenz“, dass die Gesellschaft ohne Konkurrenz gar nicht existieren könne. Denn erst diese stelle ein vollkommenes Gemeinschaftsleben dar. Konkurrenz erweist sich dadurch als Phänomen des gesamten gesellschaftlichen Lebens (vgl. Mannheim, 1970, p. 566). Demnach hat sie auf den ersten Blick eine zerstörerische Wirkung. Bei genauerer Betrachtung lässt sich jedoch erkennen, dass sie eine positive Rolle in der Gesellschaft spielt. Simmel schreibt dazu, die Gesellschaft brauche ein quantitatives Verhältnis von „Harmonie und Disharmonie, Assoziation und Konkurrenz, Gunst und Missgunst, um zu einer bestimmten Gestaltung zu gelangen“ (Simmel, 2008, p. 202). Die Kontingenz zwischen beiden Polen sorgt also für das reibungslose Bestehen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dennoch definiert Simmel Konkurrenz als einen Kampf, dem eine integrative Funktion auf der gesellschaftlichen Ebene zukomme (ebd., p. 203). Es muss allerdings betont werden, dass der Autor hier zwischen indirektem und direktem Kampf unterscheidet. Ein direkter physischer Kampf findet dann statt, wenn zwei Parteien gegeneinander antreten, um den anderen zu besiegen. Bei Konkurrenz handelt es sich im Gegensatz dazu um einen indirekten Kampf, der nicht die Absicht verfolge den Gegner zu schlagen, sondern die Gunst eines Dritten zu erlangen. Daher kann auch nicht mehr von Konkurrenz gesprochen werden, wenn der Gegner „unmittelbar beschädigt“ wird (Simmel, 2008, p. 203). Da es sich um einen indirekten Kampf handelt, bei welchem der Sieg erst durch einen Dritten entschieden wird, ist der Sieg über den Konkurrenten vorerst wertlos. Erst durch das gegenseitige „Sich-Darbieiten“ wird das Ziel erreicht, bei dem jeweils ein „ganz unabhängiger“ Wert erreicht wird (vgl. Simmel, 2008, p. 204). Kurz zusammengefasst: Da es kein direkter Kampf ist, gibt es auch keinen direkten Sieg. Die Indirektheit des Konkurrenzkampfes zeichnet sich unter

anderem dadurch aus, dass die eigene Leistung durch die Leistung des Gegners gesteigert wird (vgl. ebd., p. 204). Man orientiert sich am Arbeitsaufwand des Gegners, um diesen dann zu überbieten. Dadurch erreichen die Individuen den Sieg über den Gegner und gleichzeitig erreichen sie ihr zuvor angestrebtes Ziel. Somit ist die Niederlage des anderen die Voraussetzung für das Gelingen des eigenen zielgerichteten Handelns. Jedoch ist hier anzumerken, dass der Sieg über den Gegner nicht das Ziel ist, denn es wird keine Kraft darauf aufgewendet den anderen gezielt zu schädigen.

Simmel betont in seinen Ausführungen zur Konkurrenz immer wieder die Bedeutsamkeit eines Dritten. Es gehe ihm primär darum, dass „mindestens zwei Konkurrenten um die knappe Gunst eines Dritten streiten“ (vgl. Werron, 2009, p. 5), was nicht ohne irgendwelche Nebenwirkungen geschieht. Simmel kommentiert dazu, dass dabei oft die Würde und der sachliche Wert der Leistung verloren gehe (vgl. Simmel, 2008, p. 207), indem die Konkurrierenden der dritten Instanz gefallen möchten und dafür bereit sind, ihre eigene Selbstachtung zu untergraben. Es ist interessant festzuhalten, dass alle Elemente der Gesellschaft immer gegeneinander arbeiten, statt miteinander, das heißt, dass jeder gegen jeden kämpft und gleichzeitig jeder um jeden (ebd.). Wird dies auf eine Gruppe übertragen, die ein gemeinsames Ziel verfolgt, so stellt sich die Frage, ob es überhaupt möglich ist ein gemeinsames Ziel alleinig mit Harmonie und Kooperation zu erreichen.

Obwohl Konkurrenz primär in allen Sphären der Gesellschaft vorkommt, so kann Konkurrenz nur dort auftreten, wo es um die Anerkennung einer dritten Instanz geht. Erst wenn eine dritte Partei den Erfolg bestätigt, handelt es sich um Konkurrenz. Folglich schließen religiöse Gemeinschaften Konkurrenz in der Regel aus, da jeder zu Gott kommen kann, ohne dafür kämpfen zu müssen (vgl. Simmel, 2008, p. 210). Anstatt der aktiven Konkurrenz, von der bisher die ganze Zeit die Rede ist, tritt hier die passive Konkurrenz auf. Das bedeutet, dass mindestens zwei Parteien miteinander konkurrieren, jedoch keinen Einfluss auf den Ausgang des Wettkampfes haben, da eine höhere Macht über Erfolg und Misserfolg urteilt, wobei diese Form der Konkurrenz für unsere weiteren Analysen und Untersuchungen nicht von Relevanz ist, da die konkurrierenden Parteien in dieser Studie den Ausgang mit ihrer eigenen eingebrachten Leistung beeinflussen. Der Gegner spielt dabei nur eine

nebensächliche Rolle, da seine Vernichtung durch das Nichtgewinnen nur ein Nebenprodukt darstellt. Verliert der Gegner, so ist es kein Delikt des Gewinners, sondern der andere ist an seiner Situation selbst schuld (vgl. Simmel, 2008, p. 219). Allerdings ist dies nicht so harmlos, wie es anfänglich wirkt. Konkurrenz kann gravierende Auswirkungen auf die anderen teilnehmenden Individuen haben, da viele unter der Grausamkeit jener leiden. Die oft unbewusste Vernichtung des Gegners sorgt dafür, dass die persönliche Ebene der Beteiligten übersehen wird. Konkurrenz ist somit nicht gleich Konkurrenz, da die Gesellschaft in einer bestimmten Art und Weise darauf angewiesen ist und sie sich in dieser positiv entfalten kann. Andererseits kann sie vernichtende Folgen für die Individuen haben und zu Krankheiten, wie beispielsweise Schlafstörungen und ständige Müdigkeit führen. Bei aktiver Konkurrenz geht es um den Leistungsvergleich der jeweiligen Parteien, mit welchem viele Personen Schwierigkeiten haben (vgl. Rosa, 2006).

Konkurrenz herrscht in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen. Somit gehört die Wettbewerbsfähigkeit zu den Handlungszielen der Individuen auf individueller und kollektiver Ebene (vgl. Rosa, 2006, p. 82). Daraus lässt sich die Frage ableiten, ob es überhaupt eine Gruppe ohne Wettbewerb geben kann. Auf dieses Phänomen, Konkurrenz als Wettbewerb, geht Rosa in seinen Ausarbeitungen näher ein. Er ist der Meinung, dass unsere Gesellschaft den Wettbewerb brauche (vgl. Rosa, 2006, p. 82). Wie Simmel, spricht auch er von einem Wettbewerb „um einen Dritten“ (ebd.; vgl. Simmel, 2008). Der Autor geht tiefer auf das Wettbewerbsprinzip ein. Er weitet das Konzept der Konkurrenz aus, indem er in diesem Zusammenhang von Wettbewerb spricht. Er weist darauf hin, dass Konkurrenz innerhalb der Gesellschaften kulturell variabel sei, so können Gesellschaften zwischen Kooperation und Wetteifern unterschiedlich eingestellt sein. Dem fügt er hinzu, dass manche von ihnen den Wettbewerb als zentralen Antriebsmechanismus zur gesellschaftlichen „Produktion und Reproduktion“ machen (vgl. Rosa, 2006, p. 84). Dabei geht es immer darum, besser zu sein als der andere und wenn dies nicht offensichtlich umsetzbar ist, dann bemühen sich die Teilnehmer wenigstens besser zu scheinen (ebd.). Somit sind Erfolg und Leistung nicht dasselbe. Befinden sich Individuen in einer Wettbewerbssituation, wird Kooperation sowie die Zuteilung gesellschaftlicher Hierarchien und Konflikte um Rollen, Ressourcen und Privilegien verdrängt

(ebd.). Das bedeutet, Konkurrenz nimmt keine Rücksicht auf gesellschaftliche Positionen und Rollen. Interessant ist, dass wettbewerbsförmige Organisationen die soziale Interaktion erschwert oder sogar unmöglich macht und kein kollektives Handeln verfolgt werden kann (ebd., p. 93). Daraus erschließt sich die Frage, ob Wettbewerb in allen Gruppen vorkommt, die zwar ein gemeinsames Ziel erreichen möchten, es jedoch primär nicht auf die gegenseitige Unterstützung ankommt.

Konkurrenz verändert die Gesellschaft. Einst geltende Rollen werden in einer Konkurrenzsituation außer Kraft gesetzt und die Teilnehmer sehen sich den gleichen Bedingungen gegenüber. Das bedeutet, kommen mindestens zwei Parteien in eine Konkurrenzsituation, so tritt eine Neubestimmung des gesellschaftlichen Anerkennungsmusters auf, bei dem die soziale Wertschätzung der Teilnehmer nicht mehr über den Status definiert, sondern über den Konkurrenzkampf erworben wird (vgl. Rosa, 2006, p. 95).

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass Konkurrenz ein wichtiger Bestandteil aller Gesellschaften ist. In einer Konkurrenzsituation stehen mindestens zwei Parteien nebeneinander und steuern auf dasselbe Ziel zu. Dabei handelt es sich um einen indirekten Kampf, bei dem der Gegner nicht bewusst geschädigt wird, sondern dies lediglich ein Nebenprodukt des Konkurrenzkampfes darstellt. Zu betonen ist, dass es immer um die Gunst und Anerkennung eines Dritten geht. Erst durch dessen Urteil kann der Gewinner ermittelt werden. Die Konkurrenten kämpfen nicht, wie im klassischen Kampf physisch miteinander, sondern haben stets nur das Ziel vor Augen, bei dem der Verlierer am Ende selbst für seine Niederlage verantwortlich ist. Diese Indirektheit und Auswirkungen der Konkurrenz können die Individuen innerhalb dieser Sphäre schädigen und sie sogar enormen emotionalen Belastungen aussetzen.

3 Konzept einer ausgewählten Diätgruppe

Ein mögliches Konzept von Diätgruppen baut nicht, wie andere Diäten, auf einen bestimmten Verzicht auf. Vielmehr geht es darum ein Gespür für eine ausgewogene Ernährung zu bekommen, weshalb die Ernährungsumstellung im Vordergrund steht. Dabei werden den Lebensmitteln gewisse Kategorien und Bewertungen zu-

gewiesen, die es den Teilnehmern leichter machen sollen, die gesunden Nahrungsmittel zu erkennen und zu konsumieren. Ziel ist es, möglichst wenige Lebensmittel zu sich zu nehmen, die mit einer schlechten Bewertung versehen wurden. Zusätzlich zu dieser Herangehensweise bekommen die Teilnehmer einen kleinen Bonus, wenn sie sich während dieser Zeit sportlich bewegen.

3.1 Meeting-Point – Freiwilliges Treffen der Teilnehmer

Einmal in der Woche treffen sich die Teilnehmer der Abnehmgruppe, wobei dieses Treffen auf freiwilliger Basis stattfindet. Hier kommt es einerseits zu einem Austausch der eigenen Erfahrungen und andererseits über mögliche Tipps die Abnahme zu beschleunigen oder zu vereinfachen. Während des gesamten Treffens spielen Belohnungen eine große Rolle, so werden alle Teilnehmer zu Beginn gewogen und bei entsprechendem Erfolg in offener Runde vom Gruppenführer belohnt. Zusätzlich wird jede Woche ein Tagessieger gekürt, der in dieser Woche am meisten Gewicht verloren hat.

Parallel zu den Treffen erhält jeder Teilnehmer zu Beginn einen vorgedruckten Tagebuchzettel, auf dem sie vermerken, wie viel und was sie in der Woche essen. Dies ist nötig, damit einerseits der Gruppenleiter einen Überblick darüber hat, was gegessen wird und andererseits für die eigene Kontrolle. Es soll helfen unbewussten fehlerhaften Verhaltensweisen auf die Spur zu kommen und diese zum Positiven zu verändern.

4 Studie

Um unsere Forschungsfrage zu beantworten, entschieden wir uns für eine qualitative Studie, bei der wir uns – anders als bei quantitativen Studien – aktiv im Feld bewegen. Dieser qualitative Forschungscharakter erschien uns als am geeignetsten, um mehr über das Konkurrenzempfinden innerhalb der speziellen Abnehmgruppen herauszufinden. Der charakteristische zirkuläre Forschungsverlauf ermöglichte uns zunehmend tiefer in die Materie einzutreten. Mithilfe der Methode der Grounded Theory, bei welcher die voneinander abhängenden Forschungsschritte der Datenerhebung, Datenanalyse und Theoriebildung parallel verlaufen, bewegten wir uns in einem Kreislauf von „Handeln und Reflexion“ (Strübing 2004, S. 15). Aufgrund

der ständigen Reflexion zwischen Datenerhebung und Datenauswertung konnten wir gezielt unser Forschungsinteresse beantworten.

4.1 Forschungsablauf

4.1.1 Forschungsfrage

Unsere Forschungsfrage richtete sich auf das Konkurrenzverhalten innerhalb homogener Gruppen. Als entsprechende Gruppe entschieden wir uns für die spezielle Form der Gruppendiät, welche auf der Basis einer Gruppe mit den gleichen Interessen und Zielen aufbaut. Dabei wollten wir herausfinden ob Kooperation und Motivation die alleinige Ursache für den Erfolg der Diät sind oder ob Elemente der Konkurrenz diesen verantworten. Des Weiteren interessierte uns, sollte Konkurrenz tatsächlich auftreten, wie sich diese innerhalb der Gruppe äußerte.

4.1.2 Feldeinstieg

Der erste Kontakt mit unserem Forschungsfeld erfolgte über die anfängliche Recherche im Internet. Auf den entsprechenden Seiten informierten wir uns über den Inhalt und die Philosophie dieses Programms. Aktiven Zugang zum Feld erfuhren wir durch eine erste Kontaktaufnahme im Bekanntenkreis, welche am Programm solcher Gruppendiäten bereits teilgenommen hatte. Weitere Kontakte fanden sich über diverse soziale Netzwerke, in denen wir gezielt nach Interviewpartnern fragten. So ergaben sich drei zusätzliche Personen, die wir befragen konnten und die uns einen aufschlussreichen und interessanten Blick in die Materie ermöglichten. Um noch genauer und vor allem objektiv das Feld kennenzulernen, entschieden wir uns für eine verdeckte teilnehmende Beobachtung, bei welcher eine von uns als potentielle Teilnehmerin Kontakt zu den Kursleitern aufnahm.

4.1.3 Datenerhebung

Das qualitative Interview gilt mittlerweile als Königsweg in der qualitativen Forschung. Da sich die qualitative Forschung „grundsätzlich mit Auswertung und Interaktion von Texten“ befasst (Kelle, 2007, p. 301), stellen transkribierte Interviews eine optimale Forschungsgrundlage dar. Wir verwendeten für unsere Befragung die Form des halboffenen Interviews. Anhand einer Liste von vorgefertigten Fragen konnten wir einen gewissen Leitfaden verfolgen. Somit hatten wir einerseits die

Möglichkeit unsere Fragen gezielt zu stellen und andererseits überließen wir den interviewten Personen die Möglichkeit frei über ihre Erfahrungen zu erzählen. Bei der Befragung hielten wir uns an die Richtlinien von Gläser und Laudel (2010). So konnte die Interviewte die Antwort verweigern, wenn sie sich nicht zu einem bestimmten Punkt äußern wollte. Ebenso achteten wir stets darauf, dass eine klare Trennung zwischen Interviewer und der befragten Person stattfand (ebd., p. 112). Im Laufe unserer Forschung entschieden wir uns für eine verdeckte Beobachtung. Die Tatsache, dass wir uns im Feld nicht als Forscher preisgaben, lag daran, dass wir das Bild unverzerrt festhalten wollten. Nur so konnten wir Erkenntnisse gewinnen, die uns während der Interviews verborgen blieben.

4.1.4 Datenauswertung

Um mit den Daten sinnvoll zu arbeiten, transkribierten wir die Interviews und legten von der Beobachtung ein entsprechendes Beobachtungsprotokoll an. Bei der Datenauswertung bedienten wir uns schließlich der klassischen Methode des Kodierens. Dabei wiesen wir den Daten treffende Merkmale zu, die das Gesagte oder Beobachtete sinnvoll zusammenfassten. So konnten wir das Entstehen einzelner Phänomene nachverfolgen und uns einen ersten Überblick über den Inhalt verschaffen. In unserem Fall war dieser Schritt von enormer Bedeutung, da uns die Interviewpartner sehr viele Informationen lieferten, die sich immer tiefer interpretieren lassen konnten. Diese so genannten Kodes ermöglichten es uns später die Praxis mit der Theorie sinnvoll zu verbinden.

4.2 Datenauswertung der Beobachtung

Der folgende Abschnitt baut auf der Hypothese auf, dass die in unserer Forschung betrachtete Diätgruppe ohne Konkurrenz nicht existiert. Immer wieder wird in der Werbung propagiert, dass dieses Konzept höhere Erfolge erziele, weil es wöchentliche Gruppentreffen beinhaltet. Auf Bildern und in der Fernsehwerbung wird das komplette System von Harmonie und Geborgenheit unterstrichen. Während der Beobachtung fiel uns jedoch auf, dass Konkurrenz einer der wichtigsten Faktoren für dieses Konzept bildet und die Erfolge dadurch noch größer werden.

Bereits das optische Erscheinungsbild des Raumes, in welchem die Treffen stattfanden, spiegelte Erfolgsgeschichten, in Form von Plakaten und Vorher-Nachher-

Bildern wider (vgl. Beobachtungsprotokoll, p. 1). Man fühlte sich sofort dem Bann des Wettbewerbs unterworfen. Diese Bilder sollten Motivation für die Teilnehmer erbringen. Die Frage die sich uns stellt, ist: Was treibt die Motivation an? Haben die abgebildeten Personen einen Vorbildcharakter oder sind sie tatsächlich dafür da, um einen Maßstab für die Leistungen zu bilden?

Um den von uns bemerkten Leistungsdruck zu unterstreichen, möchten wir ein Augenmerkmal auf die Position der Waage in dem Raum richten. Diese zeigte das Gewicht auf einem großen Monitor an, welcher von allen Teilnehmern gesehen werden konnte (ebd., p. 2). Dadurch wurde unseres Erachtens ein verheerender Druck aufgebaut. Das Wiegen am Anfang war jedoch freiwillig, was bedeutete, dass die Individuen den Wettbewerb provozieren (vgl. Simmel, 2008, p. 213). Dies signalisierte, dass der Druck von diesen Personen als positiv wahrgenommen wurde. Eine weitere Auffälligkeit, die damit einhergeht, stellt das Werben um Aufmerksamkeit dar. Man möchte mit einer guten Abnahme, die alle sehen können, Anerkennung und Wertschätzung erzielen (vgl. Simmel, 2008, p. 208). Eine Situation während der Beobachtung, in der zwei Freundinnen nacheinander auf die Waage standen und ihr Wiegeergebnis verglichen, stützt diese Aussage. Diejenige, die nur eine geringere Abnahme vorweisen konnte, wurde vom Coach aufgebaut, getröstet und zugleich dazu angespornt das nächste Mal besser zu sein. Dies machte deutlich, dass die Konkurrenz auch von den Leitern angetrieben wird. Wäre die Frau mit dem niedrigeren Erfolg alleine auf der Waage gestanden und hätte keinen Vergleich gehabt, wäre diese vielleicht sehr zufrieden mit ihrem Ergebnis gewesen. Durch das Eintreten in einen Wettbewerb, empfindet diese Person sich als Verliererin. Somit werden Versagensängste aufgebaut und es herrscht ein gewisser Leistungsdruck. Es wird deutlich, dass die Menschen in vorgegebene Muster gezwängt werden, um zu bestehen und somit eine Gleichförmigkeit herrscht, welche den Verlust des Individuums hervorruft (vgl. Rosa, 2006, p. 100).

Die Feststellung, dass ein Konkurrenzverhalten besteht, ist auch an einer anderen Stelle wieder zu finden. Es fand vor dem Vortrag der Leiterin ein reger Austausch über die Gewichtsreduktion und die eigenen Erfolge statt, was zum selben Resultat führte wie in der vorherigen Situation. Es äußerte sich ein „Kampf aller gegen alle [...] [und] zugleich der Kampf aller um alle“ (Simmel, 2008, p. 207). Auch während

des Vortrags, rief der Coach bewusst Konkurrenz hervor¹, indem er das Wissen von ausgewählten Personen vor allen anderen abfragte. Es wurde somit ein Leistungsdruck aufgebaut und gleichzeitig eine „Effizienzsteigerung“ (Rosa, 2006, p. 90) erzielt. Der Abgefragte wird sich für das nächste Treffen besser vorbereiten, um zu vermeiden in eine missliche Lage gedrängt zu werden. Dies verursacht den Nutzen, dass sich dieser Teilnehmer dadurch mehr Wissen aneignet und voraussichtlich höhere Abnahmeergebnisse erzielt als zuvor.

Zu beachten sind ebenso die Assoziationen, die von den Teilnehmern sowie auch von dem Coach benutzt wurden. Man sprach dort immer in der Wir-Form und äußerte somit ein Gefühl der Zugehörigkeit zum Komplex des gesamten Systems.

Die Konkurrenz wird durch ein Belohnungssystem verstärkt. Für Abnahmeerfolge wurden den Teilnehmern Sterne überreicht, was zu einem passiven Konkurrenzverhalten führte. Es ist eine ganz klare Trennung zwischen direkter und indirekter Konkurrenz vorzunehmen. Direkte Konkurrenz ruft Gefühle des Hasses gegenüber dem anderen hervor und indirekte Konkurrenz lässt Individuen Neid empfinden (vgl. Simmel, 2008, p. 211). In dem Kontext des Belohnungssystems ist von der passiven Konkurrenz die Rede. Durch das In-den-Mittelpunkt-stellen und nach der Frage der Gefühle des Teilnehmers, der das Präsent erhielt, wurde bei den restlichen Teilnehmern Neid ausgelöst. Es ist ein Automatismus der damit einhergeht und alle dazu bringt in den Sog des Wettbewerbs einzusteigen, um das nächste Mal derjenige zu sein, der die Belohnung erhält.

Einer der zentralen Punkte der Beobachtung bildete die Situation am Ende, als von den Teilnehmern Ziele aufgestellt wurden. Der Gruppenleiter schrieb diese an eine Tafel und jeder konnte sie sehen. Anschließend trugen sich die Anwesenden zu den Zielen ein. Somit bildeten sich einzelne Grüppchen, von denen jeder genau dasselbe Ziel hatte. Dies war eine der auffälligsten Gegebenheiten, in der sich die Personen einen Anreiz setzten eine bessere Leistung zu erzielen als der jeweilige andere (vgl. Rosa, 2006, p. 88) und ein „Steigerungszwang“ (ebd., p. 94) entstand. Durch die

¹ Der Entscheidung gegen ein Interview mit einem Gruppenleiter lagen mehrere Faktoren zugrunde. Zum einen gab es nur eine entsprechende Diätgruppe vor Ort, weshalb unsere verdeckte Beobachtung nicht funktioniert hätte und eine etwaige Entlarvung die gesamte Studie gefährdet hätte. Zum anderen hatten wir nur ein begrenztes Zeitfenster und somit keine Zeit eine zweite Gruppe aufzusuchen.

gesetzten Unterziele erfolgte eine Neubestimmung des gesellschaftlichen Anerkennungsmusters. Es wurde deutlich, dass die soziale Wertschätzung nicht mehr über den Status definiert, sondern über den Konkurrenzkampf erworben wurde (ebd., p. 95). Es entstand der Eindruck, als mache der Leiter dies absichtlich. De facto wird dadurch eine höhere Abnahme erzielt, was den Teilnehmern überwiegend eine erneute Motivation gibt. Die Gruppe verzichtet nur ungern auf die Vorteile, die durch Konkurrenz entstehen. Es kostet die Gemeinschaft bedeutend weniger, wenn eine Existenz zu Grunde geht (vgl. Simmel, 2008, p. 219). Das Diät-Konstrukt ist trotzdem sehr erfolgreich, obgleich eine Person mehr oder weniger austritt, die dem Konkurrenzverhalten nicht Stand hält.

Zuletzt verabschiedete der Leiter das Team und wünschte ihnen Durchhaltevermögen. Dies beschrieb eine sehr untypische Verabschiedung. Normalerweise benutzte man an dieser Stelle Phrasen, wie beispielsweise „Gutes Gelingen“ oder „Viel Spaß“. Das Wort „Durchhaltevermögen“ in solch einem Zusammenhang zu verwenden, ist sehr negativ behaftet. Es wirkte, als wolle sie den Teilnehmern damit verdeutlichen, dass sie einem harten Weg ausgesetzt sind und standhaft gegenüber dem Druck und der Belastung bleiben sollen. Hier ist das Bestehen von Konkurrenz unverkennbar und sehr prägnant.

In der Beobachtung wurde unmissverständlich klar, dass die Gruppe von einem ständigen Wettbewerb durchzogen ist und der Konkurrenzkampf im Mittelpunkt steht, welcher in vielen Situationen von den Leitern provoziert wird. Dies führt dazu, dass ein großer Abnahmeerfolg erzielt werden kann. Nicht außer Acht zu lassen sind jedoch jene Personen, die sich einem zu großen Druck ausgesetzt fühlen und an dieser Überforderung zu scheitern drohen (vgl. Simmel, 2008, p. 219).

4.3 Datenauswertung der Interviews

Bevor wir uns dem Kodieren einzelner Textpassagen widmeten, fassten wir jedes Interview zusammen.

Interview 1

Unsere erste Interviewpartnerin war ein ehemaliges Mitglied des Diätprogramms, das bereits vor drei Jahren für ein Jahr daran teilnahm. Wie viele andere wurde auch sie mittels der Fernsehwerbung darauf aufmerksam. Während dieser Zeit konnte sie

ihr Gewicht um 30 Kilo reduzieren. Sie erzählte uns, dass sich ihre Ernährungsweise und ihr sportliches Engagement durch diese Diät grundlegend verändert hatten. Diese Umstellung berücksichtigt sie bis heute. Ihrem Empfinden nach war die anfängliche Motivation durch die Gruppe sehr hoch, weshalb eines ihrer ersten Ziele darin bestand, zu jener dazuzugehören. Diese Gruppe vermittelte ein Gefühl der Geborgenheit (vgl. Interview 1, Z. 42f.) und führte dazu, dass neue Freundschaften entstanden. Trotz des anfänglich motivierenden Gruppengefühls verspürte sie im Laufe der Sitzungen einen steigenden Druck, was ihres Empfindens zu Spannungen unter den Teilnehmern führte. Zunehmend fühlte sie sich dem Leistungsdruck einer gewissen Konkurrenz ausgesetzt, die sich unter anderem in Neid und Provokationen äußerte (Z. 58ff.). Der Steigerungszwang löste ein Unwohlsein innerhalb der Gruppe aus. Aufgrund dieses Druckempfindens entschloss sie sich aus der Gruppe wieder auszutreten (Z. 83f.).

Interview 2

Die zweite Person, die bereit war uns ein Interview zu geben, wurde durch ihre Tochter auf das Programm aufmerksam. Ausschlaggebend für die Teilnahme war das Konzept dieser Diät, bei dem auf keine Lebensmittel verzichtet werden muss. Sie ist immer noch als Mitglied aktiv, jedoch nimmt sie vorerst nicht mehr an den Gruppentreffen teil, da sie aufgrund einer Krankheit wieder an Gewicht zugenommen hat und dieses über das Online Portal erst wieder verlieren möchte. Im Zuge dieses Interviews erklärte sie uns den Ablauf eines Gruppentreffens. Hierbei ging sie auf den Akt der Belohnung ein, bei welchem Sternchen mit Applaus für eine erfolgreiche Abnahme vergeben werden (Interview 2, Z. 38ff.). Ihrem Empfinden nach erziele man durch die Kontrolle des Kursleiters die gewünschten Erfolge.

Interview 3

Die dritte Interviewpartnerin stieß durch ihren Freundeskreis auf das Diätkonzept. Mittlerweile hat sie bereits dreimal an diesem Diätprogramm teilgenommen, einmal davon versuchte sie es online. Zum Zeitpunkt des Interviews versuchte sie es alleine, da ihr die Kursgebühren zu hoch waren. Auch diese Person schilderte einen typischen Ablauf eines Gruppentreffens, das neben dem wöchentlichen Wiegen Tipps, Anregungen und Rezeptvariationen beinhaltet. Ebenso wie unsere vorherige

Interviewpartnerin ging auch sie auf das Belohnungssystem ein. Während des Interviews betonte sie mehrmals, dass das kontrollierte Wiegen vor der Gruppe für sie den ausschlaggebenden Grund bildete an den Gruppentreffen teilzunehmen. Ein weiterer positiver Aspekt der Gruppentreffen zeichne sich in der konstant bleibenden Motivation ab. Sie ist der Meinung, dass ohne regelmäßige Teilnahme die Motivation abfällt (Interview 3, Z. 15ff., Z. 108ff.).

Dadurch entwickelten wir einen Blick für relevante Aussagen, die wir im nächsten Schritt analysierten. Dabei stellten wir fest, dass sich zwei grobe Gruppen von Interviewten zusammenfassen lassen. Zwei der Befragten äußerten sich negativ zum Konkurrenzverhalten innerhalb der Gruppe, während die andere Seite keine offensichtliche Abneigung diesbezüglich verspürte. Im Folgenden soll untersucht werden, wie sich dieses Empfinden darstellte. Hierfür wendeten wir die Form des offenen Kodierens an, indem wir den einzelnen Textstellen erste grobe Merkmale zuordneten. Anschließend befassten wir uns näher mit den aufgezeichneten Äußerungen und Handlungen, die unseres Erachtens auf unsere Fragestellung eingehen. Um die Analyse sinnvoll zu gliedern, entschieden wir uns, die Kodes thematisch zusammenzufassen und in eine hilfreiche Reihenfolge zu bringen. Anhand dieser Vorüberlegungen konnten Hypothesen generiert werden.

Hypothesen anhand der Kodes:

1. Je stärker der Wettbewerb ist, desto mehr verändert sich die Selbstwahrnehmung.
2. Verstärkter Wettbewerb führt zu Überforderung.
3. Je länger eine Gruppe besteht, desto größer ist die Veränderung der Motivation.
4. Soziale Wertschätzung wird über Konkurrenzkampf erworben.
5. In einer Gruppe muss Anerkennung ständig neu erworben werden.
6. Verschärft sich der Wettbewerb, erhöht sich der Steigerungszwang.
7. Konkurrenz steigert die Leistungsbereitschaft
8. Konkurrenz stärkt soziale Beziehungen.

Hypothesen 1 bis 3

H1: Je stärker der Wettbewerb ist, desto mehr verändert sich die Selbstwahrnehmung.

Während unserer Interviews stellten wir fest, dass sich die Selbstwahrnehmung mit zunehmendem Wettbewerb veränderte. Dafür spricht, dass die Person in unserem dritten Interview nicht von sich als Individuum spricht, was darauf deuten lässt, dass sie mit der Gruppe verschmilzt. Sie äußert dies durch die generalisierte Ausdrucksweise („bist du“, Interview 3, Z. 131ff.). Folglich existiert eine solch große Konformität, dass sie sich selbst nicht mehr als Individuum wahrnimmt.

Eine weitere Aussage, die diese These stützt, liefert uns die Interviewpartnerin unseres ersten Interviews. Diese geht jedoch nur anfänglich von einem Wir-Gefühl aus (Interview 1, Z. 37, 56), welches sie im Laufe des Gesprächs auf die Individuelle Ebene beschränkt, indem sie fortan von „Ich“ redet (Z. 61ff.). Zu Beginn fühlte sie sich der Gruppe zugehörig, jedoch verändert sich dieses Gefühl mit zunehmendem Nicht-Erreichen der kollektiven Ziele. Dies führte dazu, dass sie sich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen fühlte und sich als Einzelkämpfer wahrnahm.

Dieses Empfinden steigert sich dahingehend, dass sie sich als „Loser“ (Interview 1, Z. 61) fühle, wenn sie nicht in der Lage ist die kollektiven Ziele zu erreichen. Aus dem Begriff „Loser“ können wir ein schwindendes Selbstbewusstsein ableiten. Die Ursache sehen wir hier in der Inkompetenz, auf kollektiver Ebene nicht wettbewerbsfähig zu sein, was das Gefühl der Unfähigkeit hervorbringt. Auch wenn man sich zu Beginn nicht als Versager fühlt, so wird man in diese Rolle hineingedrängt. Das eigene Verhalten verändert sich dahingehend, dass man sich passiv der vorgegebenen Rolle des Versagers anpasst (vgl. Marquardt, 1975, p. 124).

Auch Simmel bestätigt in seinen Ausführungen zur „Soziologie der Konkurrenz“, dass durch Konkurrenz ein „Anpassen des einen an den anderen“ stattfindet (Simmel, 2008, p. 208). Um konkurrenzfähig zu sein muss man sich somit dem Anpassungsdruck unterwerfen und sich nur noch innerhalb des Kollektivs wahrnehmen. Dadurch wird die Individualebene zerstört.

H2: Verstärkter Wettbewerb führt zu Überforderung.

Des Weiteren gehen wir von der Annahme aus, dass solch ein verstärkter Wettbewerb eine Überforderungssituation herbeiführt. Durch die enormen Erwartungen

kann es dazu führen, dass eine Person ein subjektives Gefühl der Überforderung empfindet.

Dieses Schema findet sich unter anderem bei unserer ersten interviewten Person wieder. Wie oben genannt, war diese nicht mehr dazu in der Lage die Ziele der Gruppe zu erreichen und empfand dadurch einen Ausschluss. Dies vermittelte ihr das Gefühl ein „Loser“ zu sein. Die „fortwährende Angst vor dem persönlichen Scheitern bzw. vor dem Unterliegen im Wettbewerb“ (Rosa, 2006, p. 98), baute einen immensen Druck auf. Die Interviewte berichtete uns, dass man sich die gleichen Ziele stecke wie die anderen und man selbst dasselbe oder noch mehr erreichen möchte (Interview 1, Z. 75ff.). Die alleinige Verantwortung für das persönliche Missglück zu tragen, führt zu Überlastung (vgl. Rosa, 2006, p. 98).

Daraus folgt, dass Menschen, die dem „Beschleunigungszwang“ (Rosa, 2006, p. 94) nicht gewachsen sind aus dem Diätprogramm aussteigen und sich vorerst nicht mehr hin trauen (vgl. Interview 2, Z. 25). Solche Personen aktivieren einen Schutzmechanismus, um mit der Belastung, dem Konkurrenzdruck nicht standzuhalten, besser umgehen zu können. Wie in Interview zwei, versucht man die Kollektivziele und die Anerkennung beim Erreichen derer ins Lächerliche zu ziehen. Die Person gab wieder, das Lob als etwas Albernes und Blödsinniges anzusehen sei. Die Reaktionen des Umfelds, wie beispielsweise das Klatschen und Zurufen empfand sie als völlig überzogen (vgl. Interview 2, Z. 63ff.). Die spürbare Arroganz, die von ihr ausging, ist unserer Meinung nach ein Zeichen von Neid und Unsicherheit. Sie versuchte ihre eigene Situation zu überspielen und somit von ihrem mangelnden Selbstwertgefühl abzulenken. Eine andere Stelle des Interviews unterstreicht die Annahme der Unsicherheit. Sie gab bekannt, dass sie „mit niemand groß Kontakt gekriegt“ (Interview 2, Z. 87f.) hatte, was ein Ausdruck dafür ist, dass sie sich nicht zutraute sich etwas zu nehmen, sondern darauf wartete bis man es ihr gab. Des Weiteren wird ihr fehlender Mut in Aussagen wie „ob das jetzt unbedingt“ (Interview 2, Z. 93) und „nicht so richtig sagen“ (ebd., Z. 94) deutlich.

Die Konkurrenz findet sich als Grausamkeit wieder, in der man übersieht, dass andere unter ihr leiden und zu zerbrechen drohen (vgl. Simmel, 2008, p. 223).

H3: Je länger eine Gruppe besteht, desto größer ist die Veränderung der Motivation.

In den Gruppentreffen lässt sich nicht nur eine Veränderung der Selbstwahrnehmung, sondern auch eine Bewegung der Motivation erkennen. Diese spiegelt sich in allen unseren Interviews wider. Wenn man alleinig auf den zeitlichen Aspekt achtet, kann man feststellen, dass immer ein Voranschreiten stattfindet. Die erste Interviewpartnerin verwendete Zeitvariablen, wie beispielsweise „länger“, „so langsam“ und „dann“ (Interview 1, Z. 57ff.). Auch im zweiten und dritten Interview ist eine Bewegung aufgrund der chronologischen Abfolge zu sehen, als da sind „Anfang“, „dann“, „jetzt“, „noch“ (Interview 2, Z. 31; Interview 3, Z. 131). Dies lässt die Option zu einer Veränderung offen und signalisiert im gleichen Zuge eine Variation, die nicht stehen bleibt.

Unsere dritte Interviewte berichtete uns davon, dass Menschen anfangs immer motivierter seien, als im Laufe der Zeit. Sie sieht dieses Phänomen auch hier und äußerte ein Nachlassen der Motivation, welches signifikant für die Menschheit sei. Der Motivationsbegriff ist eine Größe, die variieren kann. Um diesem entgegen zu wirken, ist es ihrer Meinung nach essentiell, die angebotenen gemeinschaftlichen Treffen zu besuchen. Durch ein kontrolliertes Wiegen und den Ansporn durch die Gruppe, würden diese dazu führen erneute Motivation zu bekommen.

Auch in unserem ersten Interview ist, wie bereits erwähnt, eine Bewegung der Motivation festzustellen. Jedoch ging es hier über eine Bewegung weit hinaus. Die anfängliche Motivation wandelte sich in Druck und Leistungsdrang um. Hier ist eine bipolare Episode des Antriebs zu erkennen. Die Motivation, die ein positives Gefühl darstellte, wurde zu einem als negativ empfundenen Druck, der die Person zu überlasten drohte. In anderen Teilen des Interviews wird deutlich, dass dieses bipolare Empfinden sich durch die gänzliche Teilnahme zieht. Alles zu Beginn als positiv Betrachtete, wurde in etwas Negatives umgekehrt und die Person konnte nichts Angenehmes und Erfreuliches mehr aus der Gruppe ziehen.

Hypothesen 4 und 5

H4: Soziale Wertschätzung wird über Konkurrenzkampf erworben.

Die Aussagen, dass sich Personen innerhalb einer Gruppe, die von Konkurrenz geprägt ist, nicht wohlfühlen zeigt, dass sie die Bestätigung der anderen Teilnehmer benötigen, um sich wertgeschätzt zu fühlen. Kann jemand dem Konkurrenzkampf

nicht standhalten oder sich innerhalb diesem behaupten, so entsteht das Gefühl nicht dazuzugehören. Dies bestätigte uns unsere erste Interviewpartnerin, die genau diesen Wortlaut wählte (Interview 1, Z. 60). Wie bereits angesprochen würde sie die soziale Wertschätzung erfahren, wäre sie konkurrenzfähig. Innerhalb einer Konkurrenzsituation hat man sein Ziel allein durch den Sieg über den anderen noch nicht erreicht. Erst die Bestätigung der Gruppe bzw. einer dritten Instanz bringen den Individuen die entsprechende Wertschätzung entgegen (vgl. Simmel, 2008).

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen die Auswertungen unseres dritten Interviews. Hierbei wurde der Druck, der durch die Konkurrenzsituation entsteht, als durchaus positiv aufgefasst (Interview 3, Z. 112f, Z. 137; Interview 2, Z. 93f.). Trotzdem steht derselbe Gedanke dahinter, wie bei unserer vorherigen Interviewten. Erst durch die Wettbewerbssituation erlangt man zu sozialer Wertschätzung. Dies belegte die Aussage, dass man zu Beginn der Treffen vor den Teilnehmern gewogen wird und somit schaut, ob man abgenommen hat oder nicht. Verstärkt wird die Hypothese, dass soziale Wertschätzung über den Konkurrenzkampf erworben wird, dadurch, dass im gleichen Atemzug eingeräumt wird, dass die anderen Teilnehmer zwar kein Interesse an der fremden Gewichtsabnahme zu haben scheinen, jedoch das Gefühl vermittelt wird, dass dies dennoch so sei.

Die Ausführungen von Rosa (2006) gehen mit dieser Hypothese einher. Der Autor schreibt in diesem Zusammenhang, dass soziale Wertschätzung innerhalb einer Wettbewerbssituation nicht mehr über den Status definiert wird, sondern durch Leistung erworben werden muss (vgl. Rosa, 2006, p. 95). Daraus lässt sich schließen, dass die Wertschätzung über den Konkurrenzkampf erlangt wird. Ähnlich äußert sich Simmel zu dieser Hypothese. Er spricht von Konkurrenz als wertsteigerndes Element (vgl. Simmel, 2008, p. 205). Daraus lässt sich eine Bestätigung unserer Hypothese ableiten: durch den Konkurrenzkampf wird soziale Wertschätzung erworben.

H5: In einer Gruppe muss Anerkennung ständig neu erworben werden.

Aus der Feststellung, dass soziale Wertschätzung nicht über den Status, sondern erst durch die Leistung erworben werden kann, lässt sich die fünfte Hypothese ab-

leiten. Die Anerkennung wird nicht für immer anhalten, sondern muss kontinuierlich neu erworben werden. Konkurrenz entsteht folglich dort, wo immer wieder aufs Neue um die Anerkennung gekämpft werden muss. Dies äußert sich innerhalb des Diätprogramms in den Belohnungen, die jede Woche aufs Neue vergeben werden. Gerade der so genannte Tagessieg scheint hier die These zu stützen. Jener hält nur für eine Woche an und muss deswegen jedes Mal verteidigt werden (Interview 1, Z. 58f.). Eine der Interviewten beschrieb den Zwang, sich jede Woche erneut dem Kampf um Anerkennung zu stellen, als einen gewissen Druck. Dieser entsteht, wenn das Anerkennungsmuster der Gruppe jedes Mal durch die Leistung der Teilnehmer geleitet wird. Rosa bestätigt dies, indem er sagt, dass die Individuen Anerkennung nie auf Dauer besitzen, sondern diese stets während des Konkurrenzkampfes verloren gehen kann. Bezieht man dies auf die Aussagen der Teilnehmer, so lässt sich erkennen, dass jene sich in einem Konkurrenzkampf befinden, welcher durch das Konzept der Belohnung hervorgerufen wird.

Simmel geht einen Schritt weiter und beschreibt die Konkurrenzsituation als einen „Kampf aller gegen alle und zugleich Kampf aller um alle“ (Simmel, 2008, p. 207). Verknüpft man dies mit den Aussagen der Befragten, so lässt sich festhalten, dass es innerhalb eines Konkurrenzkampfes vorrangig um die Anerkennung geht und weniger um das persönliche Ziel. Der Autor verstärkt diese Behauptung, indem er anmerkt, dass es sich um die Konkurrenz um den Menschen handle, welches ein „Ringens um Beifall und Aufwendung“ (ebd., p. 207) sei. Dem fügt er hinzu, dass die Menschen sich auf das Denken und Fühlen des jeweils anderen konzentrieren, um so die erwünschte Anerkennung zu erlangen (ebd., p. 208).

Verstärkt wird der Kampf um das Ansehen durch die Anerkennungsmechanismen der Gruppe. Die Befragten erwähnten mehrmals, dass die Gewinner der Woche öffentlich vor allen anderen Teilnehmern gelobt und hervorgehoben wurden. Diese Ehrung wurde durch lautes Klatschen und Beifallrufe untermauert. Dieses Verhalten demonstriert, dass es innerhalb einer Konkurrenzsituation immer um die Gunst eines Dritten geht (vgl. Simmel, 2008). Dies wiederum bedeutet, dass Konkurrenz durchaus innerhalb der Gruppen auftritt, da es hier um die Anerkennung einer solchen geht.

Fasst man die Aussagen dieser beiden Hypothesen zusammen, so zeigt sich, dass der Konkurrenzkampf ein ständiges Sich-Beweisen ist. Im Zentrum steht dabei immer die Anerkennung durch eine dritte Instanz. Dies wirkt sich einerseits positiv auf die Motivation der Teilnehmer aus, kann aber auch genau das Gegenteil hervorrufen.

Hypothesen 6 und 7

H6: Verschärft sich der Wettbewerb, erhöht sich der Steigerungszwang.

Ein bedeutendes Phänomen, welches mit dem Wettbewerb einhergeht, ist, dass man immer besser als der andere sein möchte. Es geht stets darum seinen Gegner zu übertrumpfen. Gerade bei Wettbewerben, bei denen es um die Äußerlichkeit des Menschen geht, scheint dies von erheblicher Bedeutung zu sein. So konnten wir auch bei einem der Interviewpartnerinnen herausfinden, dass der Gedanke besteht, wenn die eine es schafft, dann schafft man es selbst auch (vgl. Interview 2, Z. 92). Daraus lässt sich schließen, dass das Ziel immer höher gesteckt wird und somit mehr Aufwand betrieben wird dieses zu erreichen. Rosa bestätigt dies, indem er sagt, dass die Menschen versuchen ihre Tätigkeit oder Praxis möglichst gut auszuüben, um dadurch besser als der Gegner zu sein (vgl. Rosa, 2006, p. 84). Überträgt man dies auf das Konzept der Diät, so stellt sich die Frage, ob jene bewusst mit dem Konzept des sozialen Wettbewerbs arbeiten, um daraus einen zentralen Antriebsmoment für die Teilnehmer zu gestalten. Viele sehen sich dem Druck ausgesetzt, immer besser als die anderen zu sein, wodurch die Absicht ihre Wirkung verfehlt. Durch den Anreiz immer noch bessere Leistungen zu erzielen und immer noch mehr abzunehmen als der andere, kommt es zu keiner Sättigung. Rosa beschreibt dies als einen „Steigerungszwang“, welcher sich aus den Wachstums- und Beschleunigungserfordernissen der modernen Gesellschaft ergibt (Rosa, 2006, p. 94). Während unseres Interviews hörten wir heraus, dass der Druck, der durch den Steigerungszwang entsteht, immer mehr in den Fokus rückt und das eigentliche Ziel, nämlich Gewicht abzunehmen, scheint weiter weg gedrängt zu werden.

H7: Konkurrenz steigert die Leistungsbereitschaft

Konträr zur vorherigen Hypothese verhält sich die Aussage, dass es sich bei diesem Druck durch den Steigerungszwang durchaus auch um etwas Positives handeln kann. So empfand eine unserer interviewten Teilnehmerinnen, dass gerade dieser dafür sorgt, dass man sich zunehmend anstrengt, um sein Ziel zu verfolgen. Sie geht sogar so weit, dass sie behauptet erst durch den Wettbewerbscharakter würde man motivierter daran teilnehmen und erziele bessere Erfolge (Interview 3, Z. 135). In diesem Zusammenhang wurde in zwei Interviews das Online-Modell der Diät erwähnt. Allerdings wurde auch hier darauf hingewiesen, dass es nicht dasselbe ist, als wenn man aktiv an den Treffen teilnimmt. Man strengt sich nur „mäßig“ an und könne zuhause sich selbst belügen (Interview 2, Z. 26). Daraus lässt sich die Hypothese ableiten, dass Konkurrenz durchaus etwas Positives hat und die Leistungsbereitschaft steigert. Auch Rosa teilt diese Ansicht, dass Wettbewerb die Effizienz steigert und dadurch eine Leistungsexplosion hervorbringt.

Beide Hypothesen zeigen, dass es in einer Gruppe, die mit Belohnungsstrukturen arbeitet, zu einer gegenseitigen Leistungssteigerung kommt. Durch den Ansporn den Gegner zu übertrumpfen, wird die Leistungsbereitschaft gesteigert. Allerdings erscheint es fraglich, ob dadurch das ursprüngliche Ziel weiter im Vordergrund steht, oder ob es allein darum geht den anderen zu besiegen. Diesen Widerspruch findet man auch innerhalb der Aussagen der ehemaligen Teilnehmerinnen. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass das Belohnungssystem einen gewissen Druck verursacht. Würde jedoch das individuelle Ziel, die persönliche Gewichtsabnahme, im Vordergrund stehen, unabhängig vom Vergleich der anderen, wäre man diesem Druck wahrscheinlich nicht ausgesetzt.

Hypothese 8

H8: Konkurrenz stärkt soziale Beziehungen.

Die Hypothese, Konkurrenz würde die sozialen Beziehungen stärken, erscheint auf den ersten Blick fragwürdig. Jedoch ist Simmel der Annahme, dass ohne Konkurrenz kein volleres Gemeinschaftsleben möglich sei (vgl. Simmel, 2008, p. 203). Dies meint, dass eine Gesellschaft oder Gemeinschaft ohne Konkurrenz nicht automatisch besser wäre. Auch die Teilnehmer erfuhren innerhalb der Gruppe einen

gewissen Zusammenhalt. So erwähnte eine von ihnen, dass sich sogar Freundschaften geschlossen hätten und eine weitere Teilnehmerin meinte, man würde sich innerhalb dieser Gruppe „aufgehoben“ fühlen. Das Konstrukt der Konkurrenz wirkt sich folglich auf die soziale Interaktion zwischen den Beteiligten aus.

5 Fazit

Am Ende unserer Projektarbeit konnten wir feststellen, dass Konkurrenz eine zentrale Rolle bei Abnehmgruppen spielt. Die Organisation scheint sich dessen nicht offensichtlich bewusst zu sein, jedoch äußerten sich ehemalige Teilnehmer eindeutig dazu. Dies konnten wir anhand der Aussagen der Interviewpartner ablesen. Eine der Kandidatinnen stieg aus der Gruppe aus, da sie sich dem zunehmenden Konkurrenzdruck nicht mehr gewachsen fühlte. Auch eine weitere Teilnehmerin stieg vorübergehend aus der Gruppe aus, da sie sich schämte erneut Gewicht zugenommen zu haben. Diese Verhaltensweisen geben uns eine Antwort darauf, dass Konkurrenz innerhalb dieser Gruppen herrscht. Ein weiteres Indiz dafür, dass das Ziel innerhalb von Abnehmgruppen durch Konkurrenz beeinflusst wird, ist, dass dieses Diätkonzept mit einem gewissen Belohnungssystem arbeitet. Dadurch werden Anreize des Kampfes geschaffen, bei denen es darum geht den jeweiligen Sieg für sich zu bestimmen. Die Tatsache, dass nicht jeder gewinnen kann, sorgt dafür, dass die Teilnehmer gegeneinander konkurrieren. Das Ziel Gewicht zu verlieren wird folglich nicht mehr (nur) über die persönliche Motivation bestimmt, sondern (auch) dadurch, besser zu sein als der andere.

Unsere Beobachtung bestätigte die Aussagen der interviewten Personen. Während einem Treffen fiel uns auf, dass zwei Freundinnen ihr „Gewichtsbuch“ verglichen und eine von ihnen weniger abgenommen hatte als die andere. Daraufhin tröstete die Kursleiterin diese mit den Worten, nächste Woche sei sie wieder besser. Neben dieser Szene fiel uns auf, dass durch das Aufstellen unterschiedlicher Ziele, die dann ausgewählt werden konnten, ein indirekter Konkurrenzkampf hervorgerufen wurde. Innerhalb dieser Gruppen versuchten die Teilnehmer als Sieger heraus zu gehen, um somit die Anerkennung der übrigen Teilnehmer zu sichern. Konkurrenz scheint die treibende Kraft zu sein, durch die man Motivation bekommt. Es scheint

immer darum zu gehen, besser als die anderen zu sein, unabhängig davon in welchem Ausmaß das eigene Ziel erreicht wurde.

Im nächsten Schritt fanden wir heraus, dass sich Konkurrenz unterschiedlich auf die Individuen auswirkte. Zwei unserer Befragten empfanden diese als durchweg negativ und äußerten dies in Überforderung, Versagensängste, Steigerungszwang, negativer Selbstwahrnehmung. Total gegensätzlich fasste die dritte Interviewte den Konkurrenzdruck auf. Für sie hatte dieser durchaus positive Wirkungen, der sie zu größeren Leistungserfolgen führte.

Im Laufe unserer Forschung überraschte uns, dass unsere Forschungsfrage so direkt beantwortet wurde, ohne dass wir explizit danach fragten. Die Befragten kamen von alleine auf das Thema Konkurrenz zu sprechen. Des Weiteren waren wir darüber erstaunt, wie intensiv sich Konkurrenz auf den Menschen auswirken kann und wie konträr das subjektive Empfinden der Konkurrenz ist. In diesem Zusammenhang stellten wir einen Widerspruch zwischen der in der Werbung propagierten Harmonie und der Geborgenheit, die innerhalb dieser Gruppe versprochen wird, fest.

Literatur

- Geiger, Theodor (2012). *Gesamtausgabe Wirtschafts- und Betriebssoziologie. Konkurrenz - Eine soziologische Analyse*. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH.
- Gläser, Jochen & Laudel, Grit (2010). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen* (4th ed). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hillmann, Karl-Heinz (2007). *Wörterbuch der Soziologie* (5th ed.). Stuttgart: Kröner.
- Kelle, Udo (2007). *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mannheim, Karl (1970). *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk* (2nd ed). Berlin und Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag GmbH.
- Rosa, Hartmut (2006). Wettbewerb als Interaktionsmodus. Kulturelle und sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft. *Leviathan* (34), 82–104.
- Simmel, Georg (2008). *Individualismus der modernen Zeit. und andere soziologische Abhandlungen* (1st ed. 1873). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Strübing, Jörg (2004). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag.

Werron, Tobias (2009). *Zur sozialen Konstruktion moderner Konkurrenzen. Das Publikum in der "Soziologie der Konkurrenz"*. Workingpaper des Soziologischen Seminars 05/09. Luzern.

Informationen zur Ausgabe

Wir danken allen Studierenden sehr herzlich für ihre Beitragseinreichungen.

Über die Zeitschrift

Der sozius, die studentische Online-Zeitschrift für Soziologie, bietet Studierenden des Faches eine Plattform, um ihre Texte zu veröffentlichen. Dadurch schafft die Zeitschrift eine Möglichkeit für Studierende, sich als Autor_innen und redaktionelle Mitarbeiter_innen im Schreiben und Publizieren zu professionalisieren. Außerdem bietet *der sozius* ein schreibdidaktisches Tutorat an, das im Sinne einer Peer-Schreibberatung aufgebaut ist. Publiziert werden Beiträge aus allen Bereichen der Soziologie, dies umfasst sowohl unterschiedliche Methoden und empirische Forschungsfelder als auch die Breite und Vielzahl von Schulen in der soziologischen Theoriebildung.

Angaben zum Cover

Gestaltung: Nicolas Kittel

CC BY 2.0

Stammbild (linker Kreis): flickr.com/wrote

Ausgabenbild (rechter Kreis): FreeImages.com/Andrew C.